

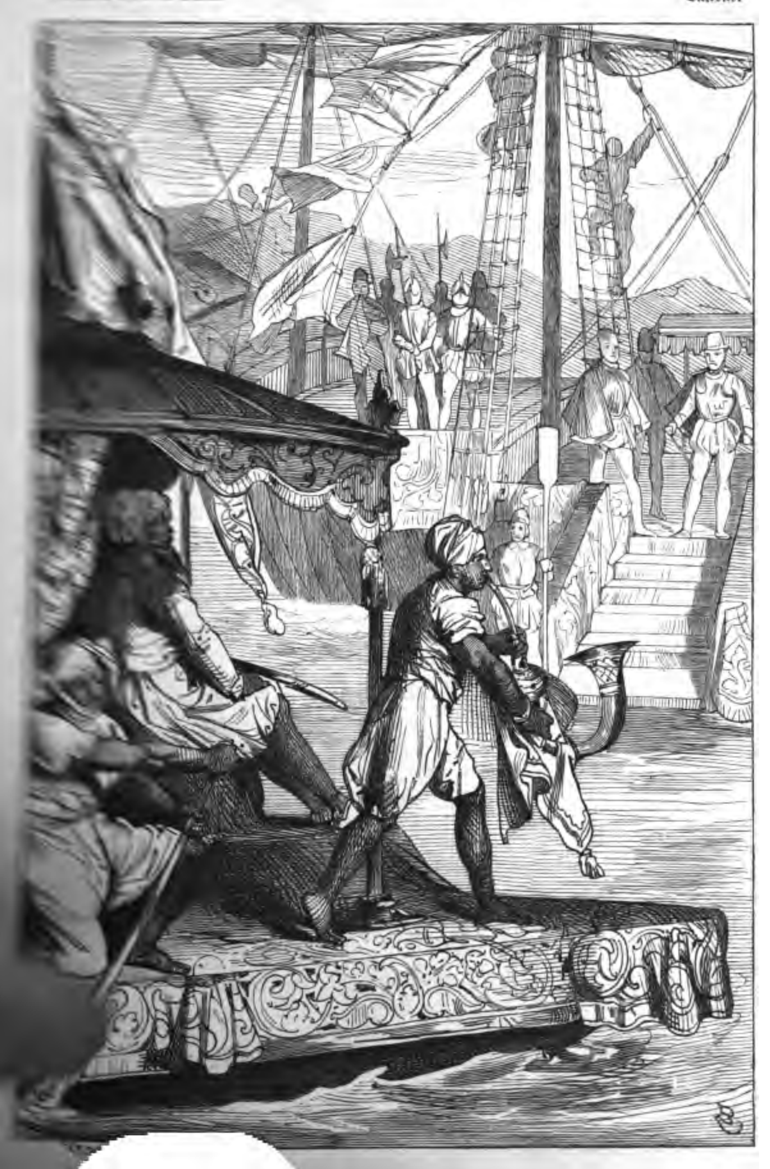
[redacted]





Vasco de Gama.





...chah Sakonja von Mozambique.

...n Eduard Trewendt in Breslau.

Vasco de Gama

oder

die Auffindung des Seeweges nach Indien.

Für die reifere Jugend erzählt

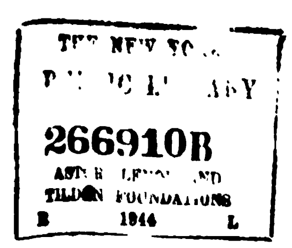
von

Dr. Karl Müller.



Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludwig Burger, in Holz geschnitten von Knesing in München.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.


266910B
TILDEN FOUNDATIONS
B 1944 L

Vorwort.

In vorliegender Jugendschrift übergebe ich meinen jungen Lesern diesmal anstatt eines Zonengemäldes oder eines der beliebten abenteuerlichen Jugendromane ein Buch, welches aus einer großen ereignisreichen Zeit die Leistungen eines der kühnsten Seefahrer schildert. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß meine jungen Leser aus einem solchen Stoff, welcher der Geschichte und der Erdkunde zugleich angehört und die Lebensgeschichte und Wirksamkeit eines geistvollen, strebsamen, hervorragenden Mannes im großen Zeitalter der Entdeckungen darbietet, jedenfalls ebensoviel Unterhaltung und vielleicht auch mehr nützliche Belehrung schöpfen werden als aus einem, wenn auch noch so spannenden Buche in der Art meiner früheren Jugendschriften. Jedenfalls glaube ich überzeugt sein zu dürfen, daß die Berechtigung eines solchen Buches vom pädagogischen Standpunkt allgemein zugegeben und daß namentlich von seiten der Eltern und Lehrer einem Buche, wie das vorliegende, um

seines geschichtlichen und thatsächlichen Inhalts willen in manchen Fällen der Vorzug vor einer Robinsonade oder einer Indianergeschichte erteilt werden wird. Ich gedenke künftig jedes Jahr einen oder mehrere Bände von Werken dieser Art aus dem Reich der Biographie, der Geschichte, der Entdeckungsreisen, der Kulturgeschichte u. s. w., immer an eine bedeutende Persönlichkeit oder geschichtliche Thatsache angelehnt und in einfacher, gemütvoller, für Volk und Jugend gemein verständlicher Darstellung, erscheinen zu lassen, und bitte meine alten und jungen Gönner und Freunde herzlich, auch dieser Art von Jugenderzählungen dieselbe freundliche Teilnahme zuzuwenden, wie meinen Zonengemälden und Jugendromanen, welche großenteils in die holländische und andere Sprachen übersetzt worden und in diesen wie im deutschen Original in mehreren Auflagen erschienen sind. Ich hoffe zuversichtlich, daß auch das vorliegende Buch und seine später erscheinenden Genossen willkommene Festgaben für die reifere Jugend und eine angenehme und anregende Lektüre auch für ältere Leser bilden werden.

Stuttgart, im Herbst 1882.

Der Verfasser.



Inhalt.



Erstes Kapitel.

Das Jahrhundert der Entdeckungen.

Als Christoph Colon oder Columbus seine berühmte Seereise von 1492 machte, erreichte er durchaus den Zweck, auf welchen er ausgegangen war. Das Ziel, um dessen willen er jene gefährliche Reise über einen unbekannten Ozean wagte, war nicht die Entdeckung eines neuen Kontinents, sondern diejenige eines Seewegs nach Asien gewesen. Man hatte sich schon lange mit dem Gedanken getragen, man könne Asien mit seinen kostbaren Edelsteinen, Gewürzen und sonstigen Schätzen auch erreichen, wenn

man von Europa aus westwärts segle; und schon in den Zeiten des alten griechischen Weltweisen Aristoteles ging ein dunkles Gerücht von einem Lande, welches jenseit des Atlantischen Ozeans liege und kein anderes sei als Indien. Wie man diesen mutmaßlichen Seeweg nach Indien entdecken könne, darüber hatten viele schon lange gegrübelt, ehe Colon seine kühne Reise machte, und alle europäischen Nationen welche Schifffahrt und Handel trieben und auf die Reichtümer ferner Länder erpicht waren, brannten um die Wette vor Begier diesen Seeweg zu finden. Als Colon daher, nach glücklicher Überstehung vielfacher Gefahren, der lieblichen Inseln San Salvador und später Cubas und Haytis ansichtig wurde, da war er überzeugt, er habe jene längst ersehnte Entdeckung gemacht, um welche ihn die ganze Welt beneiden würde. Er glaubte fest, er habe Asien gefunden, und Indien sei nicht weit entfernt, und als er auf seinen späteren Reisen Jamaika und die Nordküste des heutigen Südamerika (bei Venezuela) entdeckte, hegte er noch um so mehr die Zuversicht, daß eine kleine weitere Forschungsreise ihn an die wohlbekannten Gestade von Hindustan bringen werde. Bis an seinen Tod glaubte Colon fest, die von ihm entdeckten Ländereien seien nur die eine Seite von Asien, und kein neuer Weltteil; und gerade weil er nicht den mindesten Zweifel mehr hegte, daß er in die Nähe von Indien gelangt sei, nannte er die Bevölkerung der von ihm berührten Punkte auch „Indianer", welcher Name den Eingebornen von Amerika bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Erst nachdem mehrere Jahre nach Colons Reisen vergangen waren, fand man in Europa, daß Colon einen neuen, zuvor unbekannten Kontinent entdeckt habe, und der Geograph, welcher dies feststellte, Amerigo Vespucci, gab dem neuen Erdteil nach sich selbst den Namen Amerika. Mittlerweile aber hatte die Schilderung der

Abenteuer und wunderbaren Dinge, welche er auf diesen Reisen gesehen, und von den schönen Inseln und seltsamen Völkern und Sitten, welche er weit jenseit des Ozeans gefunden hatte, sowie der große Ruhm, welcher nicht nur Colon selbst daraus erwuchs, sondern auch dem kastilischen Königspaar Ferdinand und Isabella, mit deren freigebiger Unterstützung er seinen Zweck erreicht hatte, die größte Aufregung und das lebhafteste Aufsehen in Europa hervorgerufen. Colon ward mit Ehrenbezeugungen überhäuft und in allen Gegenden Spaniens empfangen, als ob er ein großer Eroberer gewesen wäre. Spanien war stolz auf seine Leistungen und die übrigen Nationen sehr eifersüchtig auf das Ansehen und den Länderzuwachs, welche jenes den Entdeckungen Colons verdankte.

Unter den Herrschern, an welche sich Colon einige Jahre vor seinen Entdeckungen um Unterstützung seines damals für tollkühn und verrückt gehaltenen Unternehmens gewandt hatte, war auch Dom Joan II., König von Portugal gewesen, aber nicht auf Colons Bitte eingegangen. Nun war das kleine Königreich Portugal auf dem Gebiete der Entdeckungen längst der eifrige Nebenbuhler Spaniens gewesen; und stand Portugal auch an Reichtum und Macht bedeutend hinter Spanien zurück, so hatte es doch zur See weit größere Triumphe erfochten.

Ungefähr 80 Jahre vor Colons erster Reise hatte in Portugal ein tapfrer und unternehmender Prinz, der Infant Dom Henrique (Heinrich), gelebt. Er war der fünfte Sohn des regierenden Königs, hatte in seiner Jugend tapfer in den Kriegen gegen die Mauren gefochten und nach Wiederherstellung des Friedens nicht dem Müssiggang an seines Vaters Hof sich hingegeben, sondern als ein großer Freund der Astronomie und Geographie, sich eingehend mit diesen Studien beschäftigt und Entdeckungsreisen angeregt und ausgerüstet.

Er hatte selber die Länder Nord-Afrikas bereist und der Grund, weshalb er sein besondres Augenmerk auf Reisen richtete, war sein sehnsüchtiger Wunsch zu erfahren woher die Mauren das viele Elfenbein und den vielen Goldstaub bekamen, die er bei ihnen gesehen hatte und die, nach ihrem Vorgeben, von jenseit der Küste kamen. Die Expedition, welche Dom Henrique im Jahr 1412 zur Erforschung der Westküste Afrikas aussandte, gilt für die allererste Entdeckungsreise, welche jemals von einer der neueren Nationen unternommen worden war.

Allein nach dieser rüstete und sandte er noch viele Expeditionen aus. Eine der frühesten von diesen gelangte an die Gruppe der Madeira-Inseln, worüber der portugiesische Kapitän sehr erfreut war, weil er der erste Europäer zu sein glaubte, welcher sie gefunden hatte. Dies war jedoch nicht der Fall, denn die Madeiras waren schon viele Jahre früher und auf sehr romantische Weise entdeckt worden. Ein tapferer junger Engländer Namens Robert Machin hatte sie in folgender Art entdeckt: er war sterblich in eine vornehme junge Dame verliebt, erhielt aber nicht die Einwilligung ihrer Eltern sie zu heiraten, weil er ihr an Rang nicht gleich stand. Da aber die junge Dame seine Neigung erwiderte und erklärte, daß sie niemals eines andern Gattin werden würde, so schritt ihr Vater zu einem Mittel, welches in jenen rohen Zeiten nicht ungewöhnlich war — er sperrte seine Tochter ein und ließ Machin ergreifen und ins Gefängnis werfen. Dem jungen Mann gelang es aber nach einiger Zeit aus dem Kerker zu entkommen, und kaum war er wieder frei, als er auf Mittel sann, sich in den Besitz der Geliebten zu setzen. Er bewog mit Erfolg einen seiner Freunde, unter der Verkleidung eines Dieners in das Haus der Dame zu dringen, sich dieser zu erkennen zu geben und den Plan mitzuteilen, welchen der treue Lieb-

haber sich vorgenommen hatte und dem die junge Dame nun alsbald zustimmte. Die Behausung ihres Vaters lag in der Nähe der Meeresküste am britischen Kanal, und als sie eines Tags, nur von einem einzigen Diener begleitet, einen Spazierritt machte, um sich frische Luft und Bewegung zu verschaffen, erwartete der Geliebte sie dort mit einem Boote, welches sie bestieg, und ruderte sie nach einem Schiffe, welches eine Strecke weit vom Strande in See lag und nun sogleich in See stach, um die Flüchtlinge nach Frankreich zu bringen. Allein der britische Kanal ist ein tückisches Fahrwasser, und das Schiff ward auf seiner Fahrt von einem furchtbaren Sturm ereilt, welcher es weit aus seinem Kurs verschlug und schwer beschädigte. Da es nur ein Küstenfahrer war, so hatte das Schiff keines von all jenen seemännischen Hilfsmitteln, womit man selbst schon in jener Zeit Schiffe für eine größere Seereise auszurüsten pflegte, und als es daher viele Tage lang von widrigen Winden hin und her geworfen war, sah es sich endlich vollkommen zum willenlosen Spielzeug von Wind und Wellen gemacht. Mangel an Wasser und Lebensmitteln begann sich schon fühlbar zu machen, als die Reisenden endlich zu ihrer großen Freude Land in der Nähe erblickten und darauf zu steuerten. Als sie es erreicht hatten, gingen die Liebenden im Langboot ans Land und sahen sich auf einer lieblichen felsigen Insel, welche sie durchwanderten. Dabei gelangten sie an eine wunderhübsche Stelle unter einigen uralten Bäumen und beschlossen hier, mit einigen ihrer Reisegefährten, ihren Aufenthalt zu nehmen, zu welchem Behuf einige Hütten erbaut wurden und das glückliche liebende Paar wollte hier in Verborgenheit verweilen.

Das Schiff, worin sie hierher gekommen waren, lag ungefähr drei Meilen von der Insel vor Anker und sollte zunächst hier ausgebessert werden, denn es hatte große Beschädigungen erlitten. Allein

kaum drei Tage nachdem es hier geankert hatte, ward es von einem heftigen Sturme überrascht, welcher es von seinem Anker losriß und an die Küste von Marokko warf, wo die Bemannung von den Mauren gefangen genommen wurde.

Als den beiden Liebenden das Schiff nach dem Sturm entschwunden war, bemächtigte sich ihrer eine dumpfe Angst und Verzweiflung, und die junge Dame ward davon so erschüttert, daß sie bald darauf starb. Ihr treuer Verehrer Machin vermochte ihren Verlust nicht zu ertragen und starb ebenfalls bald darauf, nachdem er seine Gefährten noch gleichsam mit seinem letzten Athemzuge gebeten hatte, ihn in demselben Grabe mit seiner geliebten Anna zu beerdigen. Dies geschah, und die paar Männer, welche noch auf der Insel zurückgeblieben waren, rüsteten nun das Langboot mit Segeln aus und stachen wieder in See, um zu versuchen, ob sie nicht England wieder erreichen könnten; allein auch sie wurden an die afrikanische Küste angetrieben und fielen in die Gefangenschaft und Sklaverei der Mauren.

Auf diese seltsame Weise war die Inselgruppe der Madeiras eigentlich von den Engländern und nicht von den Portugiesen entdeckt worden.

Unter den neuen Entdeckungen, welche unter dem Prinzen Heinrich von Portugal gemacht wurden, waren die Kanarischen Inseln und die Inseln des Grünen Vorgebirges, sowie verschiedene Länder an der Westküste Afrikas bis hinunter nach Nieder-Guinea. Die Portugiesen fanden an einigen Stellen Goldstaub, Straußenfedern, Elfenbein und verschiedene andere wertvolle Waaren, welche sie nach Hause brachten, und wußten gar seltsame und merkwürdige Geschichten von den Negern zu erzählen, mit denen sie in Berührung gekommen waren.

Prinz Heinrich starb im Jahre 1463, allein der Drang nach überseeischen Entdeckungen in Portugal erstarb nicht mit seinem Tode, denn unter König Johann dem zweiten drangen die Portugiesen an der afrikanischen Westküste noch weiter gegen Süden vor, und zwar bis an die Mündung des Congo-Stromes. Alle auf diese Weise der afrikanischen Küste entlang entdeckten Inseln wurden im Namen des Königs von Portugal in Besitz genommen und der Versuch gemacht sie mit portugiesischen Unterthanen zu besiedeln. Diese Kolonisationsversuche gelangen in vielen Fällen; allein ein unerwarteter Umstand machte eine der angelegten Kolonien, nämlich die auf dem Eiland Puerto Santo, einer Insel der Madeiras-Gruppe, unbewohnbar. An Bord des Schiffes, welches diese Insel entdeckte, hatte sich zufällig ein kräftiges Kaninchen befunden, das auf der Fahrt eine Anzahl Junge geworfen; dieses Kaninchen mit seinen Jungen war aus Mangel an Grünfutter für diese gefräßigen Tiere auf der Insel ausgesetzt und zurückgelassen worden, und man erzählt sich, die Kaninchen haben sich binnen weniger Jahre in ihrer Freiheit daselbst so vermehrt, daß sie ganz Puerto Santo verheerten und daß jeder Gedanke an eine menschliche Ansiedelung daselbst aufgegeben werden mußte. Auch in Neuseeland hat man in neuerer Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß die an gewissen Stellen ausgesetzten Kaninchen durch ihre ungeheure Vermehrung zur Landplage wurden.

Mit den Negern an der afrikanischen Küste entstand ein lebhafter Handelsverkehr, welcher Portugal große Vorteile brachte, und Prinz Heinrich, der heutzutage noch der „Vater der Entdeckungen“ heißt, hat dadurch seinem Vaterlande einen ungemeinen Dienst geleistet.

König Johann II. welcher dem Colon die erbetene Unterstützung bei dessen Vorhaben versagt hatte und dies hernach sehr bereute,

war gleichwohl darauf erpicht, für sich selber womöglich einen Seeweg nach Indien zu finden. Er hatte vernommen, daß in Indien ein reicher und mächtiger Prinz, ein Christ, der sogenannte „Priester Johannes", leben sollte und er erachtete es von größtem Vorteil für Portugal, wenn es gelingen würde mit ihm in Verbindung zu treten und sich dessen Freundschaft zu sichern. König Johann wußte, daß die Edelsteine, feinen Gewürze und Spezereien, welche über Venedig nach dem übrigen Europa gelangten, aus dem fernen Osten kamen, und daß, der Sage nach, die Venezianer sie aus Indien holten und sie über Aden im südlichen Arabien und über Suez und das Nilland nach Alexandria brachten, von wo dieselben über das Mittelländische und Adriatische Meer nach Venedig verschifft wurden. Er wählte daher zwei seiner zuverläßigsten Höflinge, Covillian und Payva, aus und hieß sie auf dem bestmöglichen Wege zu Lande nach Indien reisen um zu sehen, ob sie den Priester Johannes nicht ausfindig machen könnten. Die beiden jungen Männer brachen auf, reisten über Florenz und Alexandria nach Suez und erreichten glücklich Aden, wo sie sich trennten mit der Abrede, in Kairo wieder zusammen zu treffen. Da sie nämlich bis dahin noch nichts von dem Priester Johannes hatten erfahren können und nicht wußten, ob derselbe in Indien oder Äthiopien wohne, so wandte sich Payva nach Afrika, gelangte hier an den Hof eines schwarzen Herrschers, welcher ein Christ war und sich den „Kaiser von Äthiopien" nannte und nach Payvas Meinung der sogen. Priester Johannes sein konnte; hier aber starb Payva. Covillian setzte mittlerweile seine Reise von Aden nach Indien fort, erreichte glücklich Callicut und Goa, sammelte [illegible] Menge wertvoller Nachrichten über Indien und hörte ins- [illegible]e erfreuliche und überraschende Kunde, daß es möglich [illegible]ka herum Indien zu erreichen; aber vom Priester Johannes

vermochte er keine Spur aufzufinden. So kehrte er denn nach Kairo zurück, wo ihm die schmerzliche Nachricht von dem Tode seines Gefährten Payva wurde und er gleichzeitig auch eine Botschaft von König Johann erhielt, welcher ihm auftrug, seine Forschung nach dem christlichen Könige im Osten fortzuführen. Covillian scheint nun, gleich Payva, überzeugt worden zu sein, daß der Priester Johannes kein anderer sei als der Kaiser von Äthiopien (Abessynien), sodaß er sich an den Hof dieses Fürsten begab. Der Kaiser nahm ihn freundlich auf, behandelte ihn mit der größten Höflichkeit und Wohlwollen, überhäufte ihn mit Geschenken und gab ihm herzliche Grüße für seinen königlichen Bruder von Portugal mit. Covillian war gerade im Begriff, mit diesen Beweisen des Wohlwollens von seiten des Kaisers wieder abzureisen, als dieser Monarch plötzlich starb. Sein Nachfolger war den Weißen nicht so freundlich zugethan, denn er wollte Covillian überhaupt nicht abreisen lassen, sondern behielt ihn viele Jahre — bis zu dessen Tode — als Gefangenen zurück.

König Johann hörte niemals wieder etwas von seinen treuen Sendboten und Forschern, allein die wunderbaren Nachrichten und Schilderungen von Indien, welche ihm fortwährend zukamen, spornten ihn zu neuen Anstrengungen, jenes Land mit seinen fabelhaften Reichtümern zu erreichen. Da er nachgerade daran verzweifelte, dieses auf dem Landwege bewerkstelligen zu können, so wandte er seine Aufmerksamkeit der Entdeckung eines Seewegs nach Indien zu. Es tauchte die Ansicht auf, man könne einen solchen südwärts von Afrika finden, und darum ließ der König nun eine Expedition zu diesem Behufe ausrüsten und stellte sie unter den Befehl des Bartolomeu Diaz, eines Beamten der königlichen Schatzkammer, eines kühnen und unerschrockenen Mannes. Diaz trat seine Reise 1486 an und

es gelang ihm nach Bestehung vieler Gefahren die Südspitze Afrikas zu umsegeln, wo die herrschenden furchtbaren Stürme ihn veranlaßten, jener südlichsten Spitze den Namen „Kap der Stürme“ zu geben. Als er aber bei seiner Heimkehr nach Portugal dem König Johann seine Entdeckung mitteilte, war dieser ganz entzückt über diese Entdeckung, welche die Möglichkeit, Indien zur See zu erreichen so nahe zu rücken schien, daß er befahl, jene Südspitze von Afrika das „Vorgebirge der Guten Hoffnung“ zu nennen, welchen Namen sie noch bis auf den heutigen Tag trägt.

Während dieser Entdeckungsfahrt ereignete sich etwas Seltsames: im Verlauf eines der heftigsten Stürme war das Hauptschiff von dem begleitenden Barkschiff, welches den Proviant für die ganze Expedition trug, getrennt worden. Hierüber geriet die Mannschaft in Verzweiflung, weil sie zu verhungern fürchtete, und drohte mit Meuterei, falls Diaz nicht umkehre. Dieser aber beharrte auf seinem Kurs, umfuhr das Vorgebirge und hatte auf der Rückfahrt das Glück, wieder mit der Barke zusammenzutreffen; allein von den neun Mann, welche er an Bord derselben verlassen hatte, waren nur noch drei am Leben, so sehr hatten Kälte, Strapazen und Hunger unter diesen Verschlagenen gehaust und von den Überlebenden war einer, mit Namen Hernan Colazza, von der Freude, das Hauptschiff wiederzusehen so überwältigt, daß er, den Bord desselben betretend, tot zu den Füßen des Kapitäns zusammenbrach.

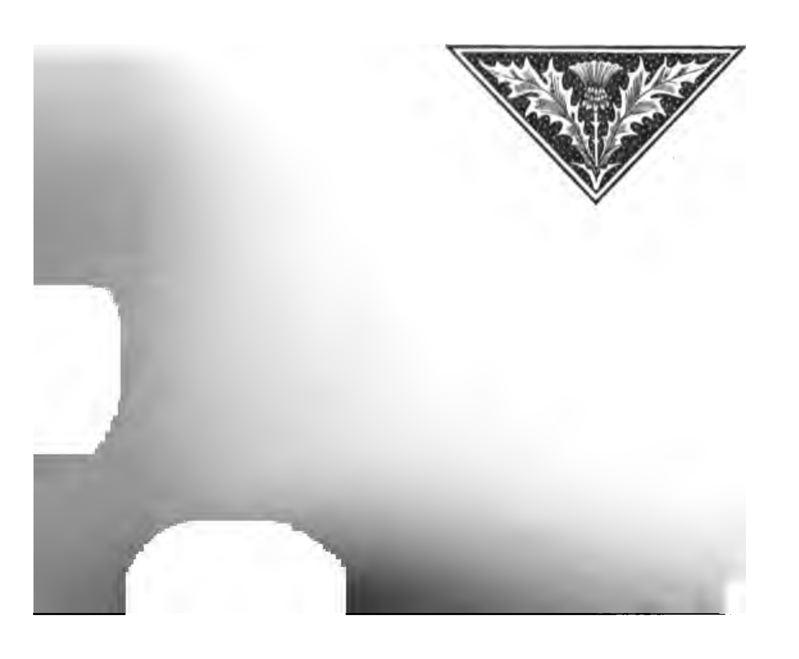
Acht Jahre, nachdem Bartolomeu Diaz das Vorgebirge der Guten Hoffnung entdeckt hatte, kehrte Colon mit der Geschichte seiner eigenen wunderbaren Entdeckung nach Spanien zurück. Diese Kunde erfüllte die Portugiesen nicht bloß mit Bewunderung, sondern auch mit einer großen Furcht, Spanien möchte ihnen in der Auffindung eines Seewegs nach den Reichtümern des Morgenlandes zu-

vorkommen. Die Portugiesen hatten allen Grund auf ihre kühnen Leistungen als Seefahrer stolz zu sein, und Colons Geschichte spornte den König Johann nur zu einem neuen Entschlusse an, den Seeweg nach Indien nicht in westlicher Richtung, wie der unerschrockene Colon gethan hatte, sondern um das Vorgebirge der Guten Hoffnung steuernd zu suchen. Er gedachte für Portugal die Ehren und Reichtümer zu sichern, welche dieses unfehlbar gewinnen mußte, wenn seine Schiffe Indien zuerst erreichten, und er war daher fest entschlossen, zur Erreichung dieses Zieles keinerlei Opfer an Geld und Thatkraft zu scheuen.

Eine derartige Reise war allerdings unfehlbar mit Gefahren und Schwierigkeiten aller Art verbunden, und viele Leute in Portugal meinten, schon der Versuch einer solchen heiße auf frevelhafte Weise Gott versuchen. Sie glaubten, die Stürme, welche Diaz in jenen Meeren getroffen habe, herrschten dort beständig und kein Schiff vermöge jemals dieselben zu bestehen, ohne zu scheitern oder an die Küste geschleudert zu werden, wo die unglücklichen Schiffbrüchigen bald und unfehlbar einen entsetzlichen Tod von der Hand wilder und grausamer Neger und Menschenfresser finden würden. Der König ward von allen Seiten her durch abergläubische Höflinge und Untertanen bestürmt, dieses Vorhaben aufzugeben, und es gereicht ihm zu großer Ehre, daß er trotz dieses beeiferten Widerspruchs auf seinem Plane beharrte.

Zunächst sandte der König einen fremden Kaufmann Namens Janifante auf eine Fahrt längs der afrikanischen Küste aus, um Lothungen und Peilungen (Untersuchungen mit dem Senkblei) vorzunehmen, und gab demselben eine Menge von kupfernen Armringen, messingnen Becken und Schalen, Schellen, Glöckchen, Spiegel, Messern, Seidenstoffen u. s. w. mit, um die Neger zu beschenken und sich ge-

neigt zu machen. Hierauf beauftragte der König seine Werkleute mit der Erbauung von drei großen Schiffen, wozu alsbald Holz in den Wäldern geschlagen und nach Lissabon gebracht wurde, denn die zu erbauenden Schiffe sollten die weite und gefährliche Fahrt um Afrika herum nach Indien unternehmen. Der Bau dieser Fahrzeuge hatte jedoch kaum begonnen, so erkrankte leider der gute König Johann und starb wenige Monate drauf, ohne die Freude erlebt zu haben, daß sein kühnes Vorhaben verwirklicht wurde. Zum Glück für Portugal war König Johanns Nachfolger auf dem Throne, der König Manuel, ein Monarch, welcher eben so sehr von dem Drang durchglüht ward, sich die Herrschaft zur See zu sichern, und unter diesem letztgenannten Herrscher begaben sich die ergreifenden Abenteuer und heldenhaften Thaten Vasco de Gamas zu Wasser und zu Lande, welche in den nachstehenden Kapiteln erzählt werden sollen.



Zweites Kapitel.

König Manuel und seine Expedition.

In jenen alten Zeiten, von denen wir soeben berichten, waren Könige und Vornehme ebenso sehr dem Aberglauben ergeben wie das gemeine Volk und glaubten ernstlich und fest an alle möglichen Dinge, welche unsern heutigen Begriffen thöricht und abgeschmackt erscheinen. Leichtgläubig wie sie waren, hielten sie große Stücke auf Zeichen, Vorbedeutungen, Ahnungen und Prophezeiungen und fürchteten sich sehr vor Zauberern und Hexen, glaubten, man könne ihr Schicksal in den Gestirnen lesen, und trauten geheimnisvoll-thuenden Männern in langen schwarzen Mützen und Talaren und mit wallenden weißen Bärten die Fähigkeit zu, künftige Ereignisse vorauszusagen, wenn sie unverständliche Beschwörungen murmelten, Zauberstäbe schwangen, Elixiere und Wundertränke brauten und sonstigen Hokuspokus trieben.

König Manuel, der neue Regent in Portugal, war von diesem Aberglauben seiner Zeit keineswegs frei. Auch er glaubte an die Möglichkeit einer Voraussage der Zukunft und an den Einfluß, welchen die Stellung der Gestirne am Himmel und deren Bewegung auf die Schicksale der Menschen ausübten. Er war damals ein gesunder kräftiger Mann von sechs und zwanzig Jahren und seine

Thronbesteigung ward vom Volke mit Freuden begrüßt und gefeiert. Diese Freude steigerte sich noch, als man erfuhr, daß der neue Herrscher fest entschlossen war, die vom König Johann vorbereitete Expedition zur Auffindung Indiens auszusenden, denn obwohl einige von den Ratgebern des Königs ein derartiges Unternehmen als kostspielig, gefährlich und vielleicht nutzlos bekrittelten, billigte doch die Mehrzahl der Nation dieses Vorhaben des Königs entschieden und hegte die kühnsten Erwartungen davon.

Es lebte damals in einem Städtchen unweit von Lissabon ein alter Jude Namens Abraham Cacoto, welcher für einen sehr geschickten Sternseher und Sterndeuter galt und angeblich im stande sein sollte, den Leuten genau vorauszusagen, ob irgend ein Unternehmen gelingen werde oder nicht, und was nach der Stellung der Gestirne am Himmel, welche er hierüber zu Rate zog, ihr künftiges Lebensschicksal sein werde.

König Manuel ließ daher mit möglichster Heimlichkeit den Cacoto zu sich in seinen Palast entbieten, und dieser kam verkleidet, um dem erhaltenen Ruf Folge zu leisten, ward in des Königs Geheimzimmer geführt und dort von dem Monarchen empfangen, welcher ihm bei verschlossenen Thüren das Anliegen mitteilte, wegen dessen er ihn zu sich beschieden hatte.

„Suche für mich zu ermitteln, weiser Cacoto, ob die glänzenden Gestirne mir raten, mich auf jene große Entdeckungsreise einzulassen,“ sagte er zu ihm; „nimm dir Zeit dazu und komme dann um mir zu sagen, was du ermittelt hast.“

Der Jude versprach es und ging, kehrte aber schon nach einigen Tagen so heimlich wieder, als er das erste Mal gekommen war. Der König gewahrte mit einem Blick den Ausdruck der Genug=

thuung in den ernsten feierlichen Zügen des Sterndeuters und erkundigte sich begierig, was er aus den Sternen gelesen habe.

„Ich habe die Aufgabe, welche Deine Huld mir anvertraut hat mit großer Sorgfalt ausgeführt, erhabener Herr," versetzte Cacoto ernsthaft mit einer tiefen Verbeugung. „Ich finde, daß Indien weit, sehr weit von uns entfernt ist — jenseit des großen Meeres. Es ist bewohnt von einem dunkelhäutigen Volke und enthält große Schätze an Kostbarkeiten und Waren, welche nach aller Herren Ländern ausgeführt werden. Die Reise dorthin ist mit großer Gefahr verbunden, denn die Meere sind rauh und stürmisch; es gibt in den Ländern unterwegs viele wilde Völker voll Treulosigkeit und Arglist, welche Deine tapferen Krieger zu hintergehen und zu töten suchen werden. Allein Dein Planet steht hoch am Himmel, erhabner Herr, und Du wirst mit Zeit und Weile Indien entdecken und binnen kurzem einen großen Teil jenes geheimnisvollen Landes Dir unterwerfen!"

Man kann sich denken, wie sehr das begeisterte Herz des jungen Königs ob dieser Antwort erglühte, und er entließ den Sterndeuter unter lauten Lobsprüchen und Gunstbezeugungen, reichlich beschenkt für seine günstige Prophezeiung.

Dom Manuels ganzes Dichten und Trachten galt nunmehr den Vorbereitungen zu der wichtigen Reise, welche ihm selber so viel Ruhm und Macht und seinem Volke so viele Vorteile bringen sollte. Er gebot den lästigen Ratgebern Schweigen, welche ihm stets mit lauten Warnungen und Unglücks-Prophezeiungen im Ohre lagen; er traute mehr auf die Vorausverkündigungen der Gestirne, als auf die furchtsame Klügelei seiner Räte, und ließ sich durch keine Vorstellungen von seinem Vorhaben abbringen.

Die Schiffe, deren Erbauung der gute König Johann noch an-

geordnet hatte, lagen nun halbvollendet auf den Werften zu Lissabon, umgeben von den Haufen des prächtigsten Bauholzes, das man zu diesem Behuf in den dichten Wäldern Portugals gefällt hatte und das nun hinreichend ausgewittert war, um zur Vollendung des kleinen Geschwaders verwendet zu werden. Die Seeleute, welche unter Bartholomeu Diaz die Reise nach der afrikanischen Südküste gemacht hatten, waren sämtlich bei dieser Arbeit beschäftigt und hatten nach der Weisung des Königs darauf zu achten, daß die Schiffe so stark und solid wie möglich erbaut wurden. Binnen weniger Wochen lagen die drei guten Schiffe, ein Gegenstand der Bewunderung und des Staunens für alle, welche dieselben sahen, fertig auf ihrem Stapel und warteten nur noch darauf, daß sie von Stapel gelassen werden würden. Es waren sogenannte Caravellen, gerade wie diejenigen, worin Colon seine große Entdeckungsreise gemacht hatte. Caravellen nannte man nämlich eine Art leichter Fahrzeuge mit einem viereckigen Hinterteile und kurzem, stark gerundetem Bauchstücke, welches nach oben sehr eingebogen war, sodaß ein solches Verdeck am Unterdeck beinahe noch einmal so breit war wie am Oberdeck. Die Caravellen faßten gewöhnlich 120—140 Tonnen Last, galten für die besten Segler unter allen Schiffen, führten zwei Masten und drei bis vier dreieckige Segel, ungerechnet die Vorder- und die Beisegel und hatten keinen Marskorb, sondern statt dessen Kreuzhölzer, welche zu oberst durch den Mast gingen; gewöhnlich waren sie auch mit einigen Drehbassen und kurzen Karronnaden armiert.

Dom Manuel ließ die Schiffe, sobald sie vom Stapel gelassen waren, mit allem ausrüsten, was nur immer notwendig oder erforderlich war für eine so lange Reise wie diejenige, welche sie zu machen hatten, und sparte dabei weder Mühe noch Geld. Jedes

Schiff ward mit doppeltem Takelwerk und doppelten Spieren und zwei Garnituren Segeln versehen. Jedes wurde mit mehreren Kanonen armiert und erhielt einen reichen Vorrat von Feuergewehren, Pulver und Kugeln für Geschütz und Handfeuerwaffen, sowie von blanken Waffen aller Art, denn es war so gut wie gewiß, daß auf dieser Reise, wo man mit so vielen wilden Nationen sich begegnen und an von Barbaren und Kannibalen bewohnten Küsten landen würde, die Mannschaften sich notgedrungen mancher Angriffe würden zu erwehren haben.

Alle Arten von Proviant waren in reicher Menge vorhanden und außerdem noch eine Fülle von eingemachten Früchten, feinen Weinen, wohlriechenden Wassern, eine wohleingerichtete Apotheke mit Arzneien und Spezereien aller Art. Außerdem waren die Schiffe noch mit einer Mannigfaltigkeit von Waren beladen, worunter Gold- und Silberschmiedearbeiten, Juwelen, wollene Tücher, Halsbänder, Armbänder, Ketten von Gold, Silber und Kupfer; silberne Weinkannen und Becher; Glasperlen und Glaswaren, Spiegel, Säbel, Schwerter und Dolche, worunter viele mit reichen getriebenen und gravierten Scheiden und Griffen; Speere und Schilde und vielerlei kostbare Gewürze und Spezereien. Diese Warenvorräte waren teils zum Tauschhandel gegen andre Waren mit den Bewohnern der etwa von den Portugiesen entdeckt werdenden Länder, teils zu reichen Geschenken bestimmt, um sich die schwarzen Fürsten, deren Länder man etwa berühren würde, zu Dank und Freundschaft zu verbinden.

Auf Dom Manuels Befehl hatte jedes Schiff auch zwei Priester und einen Wundarzt mitzunehmen und um die Reisenden in den Stand zu setzen, auch mit den etwa begegnenden fremden Völkern zu verkehren, wurde eine Anzahl Sklaven aufgekauft, welche

man als mit den Sprachen der afrikanischen Völkerstämme und den Nationen des fernen Morgenlandes vertraut betrachtete.

Jetzt aber trat an den König die größte Schwierigkeit heran, mit welcher er vielleicht in der Ausrüstung der Expedition zu kämpfen hatte, nämlich die Wahl eines Befehlshabers. Da die Reise eine höchst gewagte, gefährliche, langwierige und furchtbare war und von dem zum Befehlshaber derselben auserſehenen Manne unendlich viel abhing, so war die Wahl desselben keine leichte. Wer war würdig mit dieser wichtigen Stelle betraut zu werden? Welcher Mann in ganz Portugal war tapfer, einsichtsvoll und fest genug, um das kleine Geschwader sicher und wohlbehalten über den stürmischen Ozean zu führen, und wer war ausdauernd und entschlossen genug, um allen Hemmnissen zum Trotz die lange Seereise zu einem glücklichen Ende zu bringen?

Dem König machte die Lösung dieser Frage manche schwere gedanken- und sorgenvolle Stunde und er bat den Himmel ihn bei Veranstaltnng einer solch wichtigen Wahl zu leiten. Die Großen des Reichs durften ihm unumwunden ihren Rat erteilen und schlugen bald diesen bald jenen als zum Haupt einer solchen Expedition tauglich vor; allein Dom Manuel schüttelte zu allen ihren Ratschlägen den Kopf und erschien zuletzt eher geneigt es dem Zufall zu überlassen, daß dieser ihm den für einen solchen Posten geeigneten Mann zuweise. Dies war vielleicht gar keine unkluge Handlungsweise, denn zuletzt, als der König beinahe mit seinem Witz am Ende war, kam ihm der Zufall oder etwas demselben Ähnliches noch rechtzeitig zu Hülfe.

Dom Manuel saß nämlich eines Morgens in einer großen Halle in seinem Palaste, wo er diejenigen Geschäfte zu erledigen pflegte, welche jeder Tag für ihn mit sich brachte. Auf dem breiten Tische

vor ihm lagen Stöße von Urkunden und Berichten, sowie verschiedene Land- und Seekarten, worin er soeben sorgfältig studiert hatte. Seine Gedanken beschäftigten sich noch immer mit der Expedition nach Indien und er zerbrach sich den Kopf, wen er mit dem Oberbefehl derselben betrauen sollte. Granden, Hofbeamte und Höflinge harrten da und dort in der Halle, des Winkes ihres Gebieters gewärtig; die einen in reichen Gewändern standen gruppenweise in der Nähe des Königs; andre liefen geschäftig ab und zu um Briefschaften zu bringen oder fortzutragen, während wieder andre gemächlich am Ende der Galerie auf und ab spazierten, leise mit eineinander plauderten und hier und da über irgend einen Scherz lachten.

Plötzlich trat ein schöner stattlicher Mann von etwa acht und zwanzig Jahren*), mittelgroßer kräftiger Gestalt, breiten Schultern, blühenden Wangen, einem dichten braunen Vollbart und großen, dunklen blitzenden Augen, festen, aber leichten und anmutigen Schrittes in die Halle. Seine reiche zierliche Kleidung, sein stolzer Gang und sein offnes Gebahren verrieten auf den ersten Blick den vornehmen Mann und den erprobten Krieger. Wo er vorüber ging, da grüßten ihn die Höflinge mit einem Kopfnicken und einem Lächeln, denn er schien der allgemeine Liebling des ganzen Hofes zu sein.

Als dieser schmucke Kavalier durch die Halle schritt, schaute der König zufällig von seinen Karten und Papieren auf. Im Nu schien von seinem Antlitz der sorgenvolle Ausdruck zu weichen; eine plötzliche Freude blitzte aus seinem Auge und unwillkürlich schlug er mit

*) Vasco de Gama war um das Jahr 1469 in der kleinen Hafenstadt Sines, in der Provinz Alemtejo, geboren und hatte in seinen Jünglingsjahren in der Flotte und dem Landheere gedient und mehrere Feldzüge mitgemacht.

der Hand auf den Tisch, als ob ihm soeben ein glücklicher Einfall durch den Kopf geschossen sei.

„Dem Himmel sei Dank, ich habe den rechten Mann gefunden!" murmelte der König, rief dann einen Edelknaben herbei und sagte zu ihm: „Geh und bescheide Vasco de Gama zu mir!"

Dieser war der eben erwähnte Edelmann. Der Page fand ihn bald in einem der anstoßenden Korridore, und der junge Kavalier folgte sogleich der Vorladung des Königs.

„Vasco," hub dieser an, „ich habe für Dich einen höchst gefährlichen und schwierigen Auftrag, wenn Du Dich demselben unterziehen willst. Du weißt, daß ich drei Schiffe zu einer Reise nach Indien um Afrika herum habe ausrüsten lassen. Schon manche schlaflose Nacht und manche peinliche Stunde hindurch habe ich mich abgequält, um einen Mann zu finden, welcher im stande wäre, jene drei Schiffe zu befehligen. Ich kenne Deinen Mut, Deine Tapferkeit und Ausdauer, Vasco, denn sie haben sich in den Kriegen, worin Du so treu und wacker gefochten hast, längst erprobt. Ich habe deshalb Dich ausersehen, daß Du den Seeweg nach Indien um Afrika herum entdecken sollst, welcher meiner Krone einen neuen Glanz und meinem Lande Reichtum und Macht verschaffen soll. Willst Du diesen Posten annehmen?"

Vasco de Gama war so überrascht und überwältigt, daß er einen Augenblick in wortlosem Erstaunen den König anstarrte. Da sah er, ein müssiger Höfling, welcher noch an diesem Morgen mit keinem andern Gedanken aufgestanden war, als wie er den Tag über „seine Zeit totschlagen" sollte, sich plötzlich mit einem Auftrage betraut und zu einer Reise ausersehen, welche sogar Colon für gefährlich und von zweifelhaftem Erfolg betrachtet haben würde. Allein Vasco war nicht nur Höfling, sondern hatte auch Stolz und Selbstgefühl. Rasch

sammelte er sich und faßte seinen Entschluß. „Ich bin Euer ergebenster Knecht, mein königlicher Herr," entgegnete er mit einer tiefen Verbeugung, „und obwohl ich mir kaum die Befähigung für einen solch wichtigen Posten zutrauen darf, so werde ich doch lebenslang jeden Auftrag getreulich vollziehen, welchen Eure Gnade mir anvertrauen will!"

Der König war so erfreut und so ungeduldig und darauf erpicht, mit Vasco de Gama über sein Vorhaben zu reden, daß er ihn, weil man ihn so eben zu seinem Mittagsmahl entbot, einlud mit ihm zu speisen, was eine in jener Zeit außerordentliche Ehre war; und als sie nun an der wohlbesetzten Tafel saßen, teilte Dom Manuel seinem Gaste den ganzen Plan wegen der Expedition mit und erörterte ihn nach allen Seiten.

„Dieses Unternehmen liegt mir unsäglich am Herzen," sagte Dom Manuel schließlich; „und ich möchte Dich bitten, Dich in aller Eile zur Abreise fertig zu machen."

„Sobald es Eurer Majestät gefallen wird, mein König," entgegnete Vasco de Gama. „Ich kenne kein Hindernis, welches mich abhielte, sogleich abzureisen."

„Es sind drei Schiffe," bemerkte der König; „wer sollen die beiden Kapitäne sein, welche mit Dir gehen? Hast Du einen Bruder?"

„Zu Befehl, mein König, ich habe deren drei," sagte Vasco de Gama. „Der eine ist noch ein kleiner Knabe; der andere ist in Santarem bei den ehrwürdigen Vätern Benediktinern, sich zum geistlichen Stande vorzubereiten; aber der dritte ist ein Mann, welchem Eure Majestät jedes Amt und jeden Auftrag anvertrauen kann."

„Und wo ist er?" fragte der König lebhaft.

„Ich muß mit Bedauern bekennen, mein königlicher Herr, daß gerade in diesem Augenblick mein älterer Bruder Paulo, obwohl sonst kein Heißsporn und Hitzkopf, in Ungnade ist,“ versetzte Vasco de Gama mit einiger Verlegenheit. „Paulo hat einen leidigen Streit mit dem Richter von Setubal gehabt und diesen verwundet; jetzt hat er sich versteckt, damit ihn das Gesetz nicht zu Buße und Ersatz anhalten könne. Allein er ist sonst ein tapfrer, ehrlicher und treuer Bursche und gehorsamer Unterthan; und wenn Eure Majestät geruhen würde, ihn zu begnadigen, so würde er sich mit tausend Freuden dazu verstehen, Dienste zu nehmen und eines jener Schiffe zu befehligen.“

„Nun denn, Dir zu Liebe, Vasco de Gama, will ich ihn begnadigen, wenn er zuerst den Richter zufrieden stellen wird,“ sagte der König. „Sag ihm, er solle ohne Verzug vor mir erscheinen; Du aber sollst sogleich für die Fertigstellung und Bemannung der Schiffe sorgen und die Seeleute ganz nach Deinem Gutdünken auswählen. Geh emsig an Dein Geschäft und sei versichert, daß ich Deine Treue dankbar und großmütig belohnen werde.“

Vasco de Gama küßte dem König die Hand und eilte hinweg, um Dom Manuels Weisungen zu vollziehen. Paulo aber verglich sich so rasch wie möglich mit dem Richter wegen seines Streites, und einige Tage später erschienen die beiden Brüder mit einander vor dem Könige.

Dom Manuel teilte Paulo mit, er habe ihn zum Gehülfen Vascos in dieser Expedition ausersehen, und obschon Vasco darauf bestehe, daß Paulo als der ältere das Geschwader befehlige, so wünsche er, der König, doch, daß Vasco diesen Posten bekleide. Nachdem alles so angeordnet war, empfahlen die beiden Brüder [...] sehr genauen Freund von ihnen beiden namens Nicolau Coelho

zum Befehlshaber des dritten Schiffes, wozu der König gern seine Zustimmung gab.

Die Zurichtungen zur Reise gingen nun rasch vor sich. Die drei Schiffe hatten bereits ihre Namen erhalten, und zwar nach den drei Erzengeln „San Miguel", „San Gabriel" und „San Raphael", und als Begleitschiff sollte noch ein viertes, mit Proviant beladenes Fahrzeug mit ihnen in See gehen, allein mit der Bestimmung, sie nicht ganz bis an das Ende der Reise zu begleiten.

Vasco de Gama wählte sich seine Mannschaft selber sorgfältig aus, und als dies geschehen war und die Leute Heuer genommen (sich verdungen) hatten, erklärte er ihnen, sie müßten die Zeit bis dahin, wo die Schiffe in See stächen, noch dazu benutzen, sich durch praktische Übung mit allen Arbeiten des Zimmermanns, Schmieds, Kalfaterers, Reepschlägers (Seilers), Plankenmachers u. s. w. genau vertraut zu machen. Zu diesem Behuf versah er sie mit einer Anzahl der nötigen Werkzeuge und erhöhte ihnen für diese Zeit auch ihren Gehalt, womit sie sehr zufrieden waren. Es waren im ganzen vierhundertundfünfzig Matrosen und Seeleute. Vasco de Gama übernahm den Befehl des „San Raphael", Paulo de Gama denjenigen des „San Gabriel", und Nicolau Coelho denjenigen des „San Miguel". Jedes dieser Schiffe führte zwar nur 120 Tonnen, allein gleichwohl waren sie in den Augen der damaligen Portugiesen große und imposante Fahrzeuge.

Gegen Ende März 1497 war alles fertig, und es blieb nun nichts mehr übrig, als den Segen der Kirche zu empfangen, sich vom Hofe und von den ängstlich besorgten Freunden zu verabschieden, den Szenen und Behaglichkeiten der Heimat Lebewohl zu sagen und dann in den stürmischen und unbekannten Ozean hinauszusteuern.

An einem sonnenhellen Sonntag im Juli 1497 war in den

krummen, unebenen und seltsamen Straßen und auf den geräumigen Plätzen von Lissabon ein ungemeines Menschengewühl und Gewoge. Offenbar bewegte irgend ein ungewöhnliches und außerordentliches Ereignis die Stadt und ihre Bewohner, denn die alte Stadt selber trug ein festliches Ansehen, und die Menschenmassen, von denen Straßen und Plätze wimmelten, bewegten sich alle eilfertig in derselben Richtung.

Auf dem Platze, wo die alte stattliche Kathedrale steht, war die Menschenmenge am dichtesten und neugierigsten, und aller Augen waren auf das Portal der Kirche gerichtet, in deren Innerem eine ebenfalls ungemein zahlreiche Versammlung von Granden und Vornehmen mit ihren Frauen und Fräulein, sowie von gemeinem Volk von jedem Alter und Geschlecht, jede Nische und jeden Winkel im Hauptschiff, den Nebenschiffen und den Kapellen füllte. Hinter einem Vorhang, welcher es von der übrigen Versammlung trennte, saß das junge Königspaar von Portugal, umgeben von einer kleinen, aus den höchsten Würdenträgern des Reiches und des Hofes gewählten Gesellschaft, und in der Nähe dieses Vorhanges saßen auf erhöhten Stühlen Vasco und Paulo de Gama und Nicolau Coelho, in reicher und zierlicher Hofkleidung, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Am Hochaltar der Kathedrale stand, mit den kostbarsten Gewändern angethan und umgeben von den fünf Bischöfen von Lamego, Guanda, Leiria, Portalegre und Castello Branco der Patriarch von Lissabon, ein hochgewachsener würdiger Greis, und celebrierte das Hochamt und seine Stimme allein unterbrach das feierliche Schweigen, welches in der Kathedrale herrschte.

Als der Patriarch mit seinen eigenen Gebeten zu Ende war, ...hte er sich an die Versammlung und hieß diese zu Gott dem

Allmächtigen beten, damit derselbe der Reise Vasco de Gamas möge Segen und Gedeihen schenken, und erging sich dann im Lobe des Königs, welcher in seiner Weisheit und Großmut diese Expedition ausgerüstet und das Vorhaben seines in Gott ruhenden erlauchten Vorfahrs hinauszuführen beschlossen habe.

Nach Beendigung des Gottesdienstes trat König Manuel hinter dem Vorhang hervor und hielt eine Anrede an die drei Schiffshauptleute, welche vor ihm knieten, während die Herren vom Hofe eine dichte Gruppe um sie her bildeten. Hierauf verließ die ganze Gesellschaft des Hofes und der Vornehmen die Kirche und begab sich in feierlichem Zuge von der Kathedrale Santa Maria nach dem königlichen Palaste, unterwegs mit lautem Jubel begrüßt von der zusammengeströmten ungeheuren Menge des Volkes aus Stadt und Land, denn die Nachricht, daß heute die vier Schiffe in See stechen sollten, welche den Seeweg nach Indien aufzusuchen bestimmt waren, hatte aus einem weiten Umkreise um die Stadt und die herrliche Bucht Alt und Jung zu Wasser und zu Lande herbeigelockt, und drunten an den Staden und Anländen lagen tausende von kleinen und großen Booten, welche die Neugierigen und Schaulustigen von nah und fern herbeigeführt hatten.

Vom Königspalaste aus bildete sich der Zug von neuem und setzte sich in Bewegung hinunter nach dem Staden beim Seearsenal wo die Schiffe lagen. Nachdem Vasco de Gama dem König und der Königin die Hände geküßt hatte, bestieg er ein feuriges arabisches Roß aus den Stallungen des Königs und stellte sich an die Spitze des Zuges. Neben ihm ritten sein Bruder Paulo und Nicolau Coelho, und ihnen folgten, je zwei und zwei, die Mannschaften der vier Schiffe, alle gleichartig gekleidet und hübsch ausgeputzt, mit grünen Reisern an den Hüten und Mützen. Eine große Anzahl

vornehmer Herren von Adel und Hofe, Hofbeamte, Magistratspersonen und dergl. gaben dem Zug das Geleite, und diesen folgten lange Reihen von Priestern und Mönchen mit Kirchenfahnen, Kruzifixen und brennenden Wachskerzen, bald laut betend, bald Hymnen singend. Auf dem ganzen Wege aber, welchen der Zug zu durchwandern hatte, stand die Volksmenge zu beiden Seiten der Straße dicht gedrängt und sah in tiefer Bewegung die Männer vorüberziehen, welche eine solch weite und gefährliche Reise antreten sollten. Die einen, zumal die Weiber, weinten vor Besorgnis wegen der Gefahren, denen ihre Freunde und Bekannten, die Seeleute, entgegen gingen, die anderen riefen den Scheidenden Glück- und Segenswünsche nach oder gaben ihre Bewunderung für den Mut dieser kühnen Abenteurer durch jubelnden Zuruf zu erkennen.

Als der Zug die Anlände erreichte, wo die Schiffe vor Anker lagen, fand man die vier Fahrzeuge mit Teppichen behangen, mit flatternden Wimpeln, Fahnen und Flaggen verziert, und alle in der Nähe vor Anker gegangenen Schiffe waren bis in die Masttops hinauf in ähnlicher Weise festlich geschmückt. Sobald Vasco de Gama erschien, donnerten ihm Geschützessalven entgegen und begrüßten ihn zur Übernahme des Oberbefehls über sein kleines Geschwader.

Die Straßen und Häuser in der Nähe der Anlände waren von dichten Schaaren aufgeregter und fröhlicher Menschen besetzt; Fenster, Balkone und Dächer wimmelten von Neugierigen, namentlich schöngeputzten Frauen, und bis zum Wasserrande herunter stand das Volk Kopf an Kopf; aber man sah so viele Menschen weinen und wehklagen, daß dieser Ort nachmalen nur den Namen „Thränenstaden" führte.

Am Staden angekommen, sprang Vasco de Gama leicht vom ... hritt stolz und fest über das Laufbrett an Bord des



Abschied von Lissabon.
Juli 1497.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

„San Raphael", wohin ihm seine Mannschaft folgte; in der nächsten Minute erschien sein kühnes Gesicht über der Galerie der Kampanje wie er noch einen Scheideblick auf die ihm vertrauten und lieben Szenen warf, welchen er nun vielleicht für immer Lebewohl sagen sollte. Sein Bruder Paulo und Nicolau Coelho begaben sich ebenfalls mit ihren Mannschaften an Bord ihrer Schiffe. Die Matrosen bemannten die Raaen und standen an den Geschützen zur Parade; der Bischof von Leiria segnete vom Ufer aus die vier Schiffe ein. und als dies vorüber war und Vasco de Gama sich überzeugt hatte, daß alles zur Abfahrt bereit war, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Nun entfaltete sich eine eifrige Thätigkeit auf den Verdecken, während die Volksmenge am Ufer in atemlosem Schweigen verharrte. Die Segel wurden wie auf Zauberwort entfaltet, die Anker triefend aus dem Meeresgrund emporgezogen, wobei die Matrosen singend und jauchzend um die Gangspille herumliefen. Die Kanonen donnerten vom Kastell herab und von den Anländen herüber ihren lärmenden Scheidegruß, die Volksmenge brach in lautes Freudengeschrei aus, die Männer schwangen die Hüte und Mützen, die Frauen winkten mit den Tüchern zum Abschied, was Vasco und seine Gefährten von den Verdecken aus emsig erwiderten, und die drei Caravellen mit ihrem Begleitschiff, welche sich im hellen Sonnenschein so kühn und stattlich von der blinkenden Flut abhoben, trieben majestätisch den stolzen Tajo hinunter.

Da der Wind ungünstig war, so fuhr das Geschwader am ersten Tage nicht weiter als bis zu der kleinen Hafenbucht Belem, einige Meilen westlich von Lissabon, wo es vor Anker ging, bis der Wind günstiger wurde und das Auslaufen aus der Mündung des Tajo gestatten würde.

Der König Dom Manuel begab sich daher nach Belem und

nahm sein Absteigequartier in einem alten, von ihm später so prächtig umgebauten Kloster daselbst, um seinem Geschwader nahe zu sein, bis es unter Segel gehen würde. Endlich am dritten Tage sprang ein günstiger Wind auf und jetzt erst, am 8. Juli, vermochte Vasco de Gama recht unter Segel zu gehen und seine Fahrt endlich anzutreten. Der König begleitete die vier Schiffe in seiner Staatsgaleere bis hinaus in die hohe See, wo er von seinem Kapitän Abschied nahm und die Abfahrt der Schiffe beobachtete, bis ihre Mastspitzen unter dem Horizont niedertauchten, worauf er wieder nach Lissabon zurückkehrte.





Drittes Kapitel.

Die Ausfahrt.

König Manuel hätte für die Führung dieser Expedition kaum einen geeigneteren Mann wählen können, als Vasco de Gama, denn wenn dieser auch ein Höfling und augenblicklich dem müssigen Genußleben seiner Standesgenossen nicht fremd war, so überragte er diese doch in vielen Stücken. Er war, was man einen praktischen Seemann nennt, aber auch mit höheren Kenntnissen im Seewesen und dessen Hilfswissenschaften sowie in der Kosmographie ausgerüstet; er war strebsam und ehrgeizig und es bedurfte nur eines Anstoßes, um die ganze Willens- und Thatkraft seines feurigen Charakters und ritterlichen Wesens zu wecken. Er liebte sein Vaterland, war stolz darauf, einer Nation anzugehören, welche seit Prinz Heinrich dem Seefahrer schon so viel für überseeische Entdeckungen und für Bereicherung der Erdkunde gethan hatte, und war von Begeisterung für die ehrenvolle Aufgabe seines Volkes durchglüht. Sobald ihm daher der König diesen Vertrauensposten übertragen hatte, ging auch sein ganzes Bestreben dahin, sich für denselben tüchtig und dadurch solcher Bevorzugung würdig zu machen, und einem Manne von solcher Gesinnung muß alles gelingen.

Die Expedition fiel überdies in eine günstige Zeit. Die nautischen Kenntnisse waren in den jüngsten Jahrzehnten bedeutend erweitert worden. Man hatte genauere Seekarten entworfen, die physikalischen Instrumente, namentlich Astrolabium und Sextanten, verbessert und neue erfunden; man hatte gelernt, die Mittagshöhe der Sonne über dem Horizont zu beobachten und zu berechnen, und die Abweichungen auf Tafeln verzeichnet, wodurch dem Schiffer und Piloten die Erkenntnis der geographischen Breiten in der Südhälfte sehr erleichtert wurden. Mit allen derartigen neueren Werkzeugen und mit den neueren Bereicherungen der Kosmographie durch den verdienten Martin Behaim aus Nürnberg, welcher schon seit Jahren als Astronom in portugiesischen Diensten stand, war Vasco de Gama wohl versehen und verstand sich auch vollkommen auf deren Gebrauch, wenn gleich die Überwachung des praktischen Schiffsdienstes an Bord des „San Raphael" einem sogenannten „Piloten," einem erfahrnen Seemanne, anvertraut war, welcher ungefähr die Stelle eines heutigen Schiffskapitäns bekleidete.

Der Anfang der wichtigen Fahrt war daher ein günstiger. Guter Wind und ruhige See, blauer Himmel über ihnen und herrliches Wetter, eine milde Temperatur, förderten die Reise unserer Abenteurer auf die erfreulichste Weise. Vasco war voll der besten Hoffnung und des frohesten Mutes und der Gesang der Mannschaften, wie sie so an den Wanten und Masten auf und ab kletterten und den Dienst versahen, bezeugte die sorglose Heiterkeit und das Vertrauen aller an Bord. Die drei Caravellen und das von Gonzalo Nunez befehligte Lastschiff hielten sich gut zusammen und waren einander oft so nahe, daß die Kapitäne sich durch das Sprachrohr mit einander unterhalten und sich gegenseitig verständlich machen konnten.



Eine Woche lang segelten sie so dahin, bis sie zu ihrer Freude Land entdeckten, in welchem man bald die kanarischen Inseln erkannte. In so weit war alles gut — sie waren auf dem richtigen Wege und ahnten bis jetzt noch nicht die Gefahren, welche sie noch zu bestehen haben würden, ehe sie ihren entfernten Bestimmungsort erreichten.

Diese Gefahren begannen jedoch schon bald nachdem sie die kanarischen Inseln aus dem Gesicht verloren hatten. Sie wurden von einem heftigen Sturm überfallen und stundenlang als willenloses Spielzeug von Wind und Wogen umher geschleudert, und als der Sturm sich gelegt hatte, war der „San Raphael“, Vasco de Gamas Schiff, nirgends mehr für die andern Fahrzeuge zu sehen. Paulo de Gama, Nicolau Coelho und Gonzalo Nunez waren in schweren Sorgen um ihren tapferen Befehlshaber und fürchteten bereits, sein Schiff könnte untergegangen sein; sie hielten aber, der erhaltenen Weisung gemäß, ihren Kurs fort und steuerten direkt nach den Inseln des Grünen Vorgebirges, wo sie auf Vascos Befehl für den Fall, daß sie auf der Fahrt getrennt werden würden, wieder zusammen kommen wollten.

Die Ängsten und Zweifel, welche eine Woche lang die drei anderen Kapitäne heimgesucht hatte, schwanden jedoch, als sie mit ihren Schiffen das Grüne Vorgebirge erreichten und hier der Flagge Vascos ansichtig wurden, welche hoch vom Mast im Winde wallte, während der tapfere Anführer selbst von der Kampanje aus ihnen zuwinkte.

Kanonendonner und Trompeten-Fanfaren feierten die ersehnte Wiederbegegnung, und die Schiffe steuerten nun mit einander nach dem kleinen Eiland San Jago, einer der kleinen Inseln des Grünen Vorgebirges, wo sie in einer hübschen Bucht vor Anker gingen und einige Tage verweilten. Sie benützten diese Gelegenheit, um frisches

Wasser einzunehmen, die Proviantvorräte der Caravellen aus denjenigen des Begleitschiffs zu ergänzen und die Raaen und das Takelwerk auszubessern, welche während des bestandenen Sturmes beschädigt worden waren.

Es war nun seit ihrer Abreise von Lissabon ungefähr ein Monat verstrichen, als sie von San Jago aus wieder in See stachen und so genau, als Vasco es ungefähr erraten konnte, ihren Kurs direkt nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung nahmen. Vasco de Gama war voll Mut und Thatkraft und erfaßte seine Aufgabe in einem höhern Sinne. Er hätte schüchtern der afrikanischen Küste entlang segeln und so eine sichere, aber auch bedeutend langsamere Fahrt haben können. Allein dies behagte ihm nicht, er war sich klar des Wertes der Zeit bewußt und erkannte, daß er bei einer solch langen und ungewissen Fahrt wie die vor ihm liegende war, mit seinen Vorräten und den Kräften seiner Mannschaft haushälterisch umgehn müsse, da beide unterwegs nur sehr schwer zu ersetzen waren. Er brannte vor Begierde, das Vorgebirge der Guten Hoffnung zu erreichen und zu umfahren, um zu sehen, was er in den Meeren jenseit desselben entdecken könne; darum segelte er sogleich quer über den Golf von Guinea, hielt einen genauen südlichen Kurs ein und lavierte in langen Gängen nach jener Richtung hin.

Nachdem man von San Jago ausgelaufen war, vergingen mehrere Wochen, ohne daß die Seefahrer wieder durch den Anblick irgend eines Landes erfreut wurden. Manchmal wurden die Matrosen ungeduldig und nicht übel geneigt, sich der Verzweiflung hinzugeben. Zuweilen wurden sie auch getäuscht durch die vermeintliche Nähe eines Landes, das sie bemerkten, das sich aber entweder als ein Nebelstreifen oder als eine Wolke am Horizont auswies. Manchmal beschlich unsern Vasco de Gama selbst, wenn er seinen Kompaß

und sein Astrolabium (welches ein Instrument ähnlich unserm heutigen Sextanten war, der eigentlich nur eine Verbesserung desselben ist) die Befürchtung, er könnte zu weit aus seinem eigentlichen Fahrwasser gekommen sein. Häufig aber hatte das kleine Geschwader von den heftigen Passatwinden und Stürmen zu leiden, welche seine Fahrt aufhielten und es von seinem richtigen Kurs abtrieben. Mehrmals drohten diese jäh aufspringenden Stürme sie alle in der tosenden See zu begraben.

Allein Woche um Woche hielt Vasco de Gama entschlossen den eingeschlagenen Kurs ein und achtete nicht auf die finsteren Blicke und verdrossenen Gesichter seiner Mannschaft. Er hatte ein lebhaftes Temperament und gelang es ihm nicht, durch seine eigene Zuversicht und seinen heitern Zuspruch seine Leute zu beschwichtigen, und wagten sie auch nur schüchtern den Wunsch zu erkennen zu geben, er solle umkehren, so erklärte er ihnen mit auffallender Entrüstung, sie müssen mit ihm weiter und vorwärts reisen, bis sie entweder Indien erreichen oder vom Meere verschlungen werden würden.

Es war Spätherbst — in der antarktischen Zone Frühling — nämlich Anfang November geworden, als diese lange Fahrt durch den südatlantischen Ozean sie endlich in die Nähe der Küste von Südafrika brachte. Die Tage waren sehr kurz geworden und der glühenden Hitze der letzten Wochen war unter diesen höheren Breiten eine kühlere Temperatur gefolgt, welche sich oft bis zur empfindlichen Kälte steigerte. Jetzt ließ Vasco den Kurs gen Osten nehmen, weil er bereits über das Vorgebirge der Guten Hoffnung hinaus gen Süden gefahren zu sein wähnte.

Eines Morgens bekam man Land, wirkliches Land in Sicht und die Schiffe, denen es seither merkwürdigerweise gelungen war, einander stets im Auge zu behalten, steuerten nun der Küste zu in

der Hoffnung einen Hafen zu finden. Dies wollte ihnen anfangs nicht glücken, als sie aber noch eine Strecke weiter der Küste entlang fuhren, erreichten sie eine hübsche Bucht, in welcher sie vor Anker gingen. Sie nannten dieselbe die Bucht der heiligen Helena, und Vasco de Gama war nun überzeugt, daß sie nicht mehr weit vom Vorgebirge der Guten Hoffnung sein könnten.

Die Caravellen sollten übrigens die St. Helena-Bucht (zwischen Kap Castle und dem Elephantenflusse) nicht verlassen, ohne noch einige aufregende Abenteuer mit den dunkelhäutigen Eingebornen jenes Landes zu haben. Vasco de Gama war eines Tags mit seinem Astrolabium ans Land gegangen, um die Sonnenhöhe aufzunehmen, und inzwischen war auch ein Teil seiner Mannschaft gelandet, um etwas Wasser für die Schiffe einzunehmen oder nun, wie andere thaten, in der Gegend herumzustreifen und sich umzusehen, ob sie nicht etwas finden könnten.

Während der Oberbefehlshaber noch mit seinen Instrumenten beschäftigt war, kamen einige seiner Matrosen eiligst auf ihn zugelaufen und riefen ihm zu, sie haben soeben beim Ersteigen eines benachbarten kleinen bewaldeten Hügels eine kurze Strecke vor sich zwei nackte Neger bemerkt, welche sich im Gebüsch niedergebeugt hatten, als ob sie irgend etwas suchten.

Vasco de Gama bereitete diese Nachricht große Freude, denn er war nicht allein sehr neugierig zu erfahren, was für ein Menschenschlag diese Gegend von Afrika bewohne, sondern er brannte auch vor Begierde, jemanden zu finden, welcher ihm zu sagen vermöchte, wie weit er noch vom Vorgebirge der Guten Hoffnung entfernt sein könne. Er gab daher seinen Leuten die Weisung, die beiden Neger so behutsam wie möglich zu umzingeln und zu ergreifen und dann vor ihn zu bringen.

Fünf oder sechs Matrosen machten sich sogleich daran, diesen Auftrag zu vollziehen und schlichen sich, hinter Busch und Gestrüppe gedeckt, bis dicht an die Neger heran, welche keinerlei Gefahr ahnten und emsig in ihrer Arbeit fortfuhren, die, wie die Portugiesen nun sahen, im Einsammeln von Honig bestand. Sie fielen nun über die beiden Wilden her, aber es gelang ihnen nur des einen derselben habhaft zu werden, denn der andre war zu flink und lief in großem Schrecken davon.

Die Matrosen kehrten im Triumph mit ihrem Gefangenen, welcher an allen Gliedern zitterte, erschrocken um sich starrte und ebenso von Furcht wie von Erstaunen überwältigt schien, zu Vasco de Gama zurück, und dieser versuchte nun sich ihm durch Zeichen verständlich zu machen, aber der Wilde ließ nur die Augen umherrollen und zeigte in Todesangst und Bestürzung seine weißen Zähne. Man holte nun einen Negerknaben, welcher sich zufällig als Schiffsjunge an Bord eines der Fahrzeuge befand, herbei und Vasco befahl ihm, den Wilden beiseite zu nehmen und den Versuch zu machen, ob er ihn zum Essen bewegen, und zu sehen, ob er etwa mit ihm sprechen könne. Beim Anblick der Speisen beruhigte sich der Wilde sogleich, und als er nun gar des Negerknaben ansichtig wurde, begann er Vertrauen zu gewinnen und mit großer Schnelligkeit eine Menge Zeichen und Bewegungen mit den Händen zu machen und von einem Ohr zum andern dabei zu grinsen. Vasco de Gama ließ ihn in bunte Kleider stecken und beschenkte ihn mit einigen Glöckchen, Glasperlen und einer roten Nachtmütze, welche den Burschen so freuten, daß er vor Entzücken tanzte, und gab ihm dann durch Zeichen zu verstehen, er solle hingehen und noch einige seiner Gefährten holen, welche dann, wie er selbst bei seiner Rückkehr, ebenso Geschenke erhalten sollten.

Der Wilde sprang seelenvergnügt davon und brachte, wie er versprochen hatte, bald zehn oder zwölf Bursche mit, welche ebenso wollhaarig und dunkelhäutig, ebenso klein von Statur und so häßlich von Gesicht waren, wie er selbst. Diese Wilden, deren breite häßliche Gesichter den Portugiesen als das Unschönste erschienen, was sie noch je von Menschen gesehen hatten, waren in weite mantelartige Gewänder von Tierfellen gekleidet, trugen am Leibe nur eine Lendenschürze und ein seltsames Geräte aus Holz und führten statt der Waffen eichene Stöcke, welche im Feuer gehärtet und anstatt der Lanzenspitzen mit Hörnern am Ende versehen waren. Vasco bemerkte zu seiner Verwunderung und Belustigung, daß sie beim Sprechen Töne hervorbrachten, welche wie Seufzer und Schnalzen klangen.*)

Die Wilden nahmen gierig die ihnen angebotenen Geschenke, schienen aber nur geringen Wert auf goldne und silberne Gegenstände oder auf Gewürze zu legen; weit besser gefielen ihnen die Glöckchen und Schellen, die Spielwaren und Kleinigkeiten, die Blechringe, Spielmarken, Rechenpfennige, Glasperlen u. dergl. Allein sie waren so unwissend oder so schwer von Begriff, daß sie nur wenig Auskunft auf die an sie gerichteten Fragen zu geben vermochten, und so schickte man sie bald hinweg.

Am andern Tag kehrten die Wilden wieder an die Bai zurück und brachten vierzig oder fünfzig andere Bursche mit, welche so gesellig und zuthunlich waren, daß einer von Vasco de Gamas Seele[illegible]wisser Veloso, um die Erlaubnis bat, diese Wilden nach [illegible]gleiten zu dürfen, welches, wie sie durch Zeichen an[illegible] einem Hügel in kurzer Entfernung vom Strande

*) [illegible]en offenbar Wilde von dem Volksstamme der Hottentotten, wie [illegible]utung über ihre Sprachlaute hervorgeht.

liegen sollte. Dieser Veloso nun war ein großmauliger Prahlhans, der sich alle möglichen hervorragenden Eigenschaften beimaß und in allen Stücken vorne dran sein wollte, und seinen Kameraden kam es daher sehr erwünscht, seinen Mut in solcher Weise auf die Probe gestellt zu sehen. Da ihm Vasco die erbetene Erlaubnis erteilte, so brach Veloso mit seinen neuen Freunden auf und seine Kameraden brachten ihm beim Weggehen noch ein Hurrah.

Vasco de Gama kehrte an Bord des „San Raphael" zurück, während Coelho am Strande blieb, um die mit dem Fällen von Brennholz beschäftigten Mannschaften zu beaufsichtigen. Paulo de Gama aber, welcher nicht müssig sein wollte, nahm einige Matrosen in zweien von den Booten mit, versah sie mit Fischspeeren und Harpunen und ruderte in die Bucht hinaus, um einige Fische zu fangen. Aber dieser Zeitvertreib hätte Paulo um ein Haar das Leben gekostet. Die Harpunen waren mit Stricken an den Bugen der Boote befestigt worden, und als die Matrosen einen kleinen Walfisch harpuniert hatten, tummelte sich dieser wild herum und es kam beinahe dazu, daß das Boot, worin Paulo war, umgestürzt worden wäre. Zum Glück war das Wasser sehr seicht und die Harpunenleine lang, sodaß das Meeresungetüm mit einiger Mühe doch gefangen wurde.

Es war beinahe Sonnenuntergang und die Kapitäne und Matrosen hatten sich schon in die Boote begeben um für die Nacht an Bord der Schiffe zurückzukehren, als man ein lautes Geschrei von einem der benachbarten Hügel her erschallen hörte und beim Umblick nach dieser Richtung den armen Veloso aus Leibeskräften zum Strande herbeirennen sah.

Alsbald ward einem der Boote der Befehl gegeben, nach dem Strande zurückzurudern und Veloso aufzunehmen; allein die Matrose

gönnten so sehr dem prahlhansigen Veloso seinen Schrecken und seine Angst, daß sie nur sehr langsam ruderten, um seine Qual der Ungewißheit zu verlängern. Als das Boot eben an den Strand stieß und Veloso im Begriff war, in dasselbe zu steigen, brach ein Haufe von Wilden aus einem Hinterhalt hervor, worin sie sich versteckt hatten, und einige von ihnen packten Veloso und versuchten ihn zurückzuziehen. Hieraus entspann sich ein Kampf, worin zwei von den Wilden mit Speeren verwundet wurden. Dies erbitterte die anderen nur noch mehr, welche nun das Boot mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen zu überschütten begannen, worauf auch die andern Boote zurückruderten und herbeieilten, um sich an dem Gefecht zu beteiligen, und mehrere Portugiesen ans Land sprangen. Auch Vasco de Gama war in seinem Boote herbeigerudert, um die Wilden für ihre Tücke und Treulosigkeit zu bestrafen und stand grade aufrecht in seinem Boot, um seinen Leuten Befehle zu geben, als er von einem Pfeil ins Bein getroffen wurde. Trotzdem blieb der Oberbefehlshaber aber im Gefecht und hieß einige seiner Armbrustschützen auf die Wilden schießen, was sie mit guter Wirkung thaten. Der Angriff derselben ward abgeschlagen, die Verwundeten unter ihnen rannten heulend nach ihren Hügeln zurück, und die Seeleute ruderten gemächlich heimwärts zu den Schiffen. Als Veloso wieder sicher an Bord war, wußte er freilich eine spannende Geschichte von seinen Abenteuern mit den Wilden zu erzählen und behauptete, sie haben nur die Absicht gehabt, ihn als Lockvogel zu benutzen, damit er auch andere an den Strand locke, welche dann umgebracht worden wären. Er berichtete ferner, jene Wilden äßen die Wurzeln von wildwachsenden Pflanzen, Möven, Walfische, Seehunde, Gazellen u. s. w., und hätten Hunde, welche denen in Portugal ziemlich ähnlich seien.

Es stellte sich aber nun heraus, daß die Feindseligkeit der Eingebornen nur von einem Mißverständnis des Veloso selbst herrührte.

Bei seiner Ankunft in dem Dorfe der Wilden hatten diese geglaubt, ihm eine besondere Ehre zu erweisen, indem sie ein großes Seekalb kochten, welches sie ihm in einer ihrer Hütten vorsetzten. Der Geruch und das Aussehen dieses Gerichts widerte ihn aber so sehr an, daß er plötzlich aufsprang und dem Strande zulief. Die Eingebornen in der freundlichsten Stimmung gingen mit ihm, allein unterwegs überkam ihn die Furcht, und als er nun gar in Sicht der Schiffe kam und die Boote vom Strande stoßen sah, schrie er diesen in solch aberwitziger Weise und unter solch heftigen Geberden zu, daß er damit den Wilden ganz bange machte und diese sich ins Dickicht flüchteten. Sie mißverstanden sein Schreien und glaubten, er wolle damit seine Gefährten herbeirufen und zum Angriff auf sie auffordern, und deshalb überfielen sie ihn, als er ins Boot steigen wollte.

Vasco de Gama gab nun die Hoffnung auf, von diesen Wilden irgend eine Auskunft über das Vorgebirge der Guten Hoffnung zu erhalten; er verweilte daher nur noch einige Tage länger in der St. Helena-Bay, bis seine Schiffe genügende Vorräte von Wasser und Brennholz hatten einnehmen können. Alsdann ging er wieder unter Segel und erklärte seinen Leuten zuversichtlich, sie seien nicht mehr weit von dem gesuchten Kap entfernt. In dieser Überzeugung, welche ihm gekommen war, ohne daß er von den Eingebornen in der St. Helena-Bucht irgend etwas darüber erfahren hatte, täuschte sich der Oberbefehlshaber denn auch nicht — das Vorgebirge der Guten Hoffnung war in der That nicht mehr fern, aber das kleine Geschwader hatte noch manche Gefahr und manches schwere Ungemach zu bestehen, ehe es dasselbe umfahren konnte. Die Schiff-

waren nämlich kaum aus den ruhigen Gewässern der genannten Bucht ausgelaufen, so wurden sie von stürmischem Wetter und widrigen Winden heimgesucht. Die kühnen Seefahrer sollten nun die ganze Wucht jener Stürme des antarktischen Meeres kennen lernen, um deren willen schon Bartolomeu Diaz jenes Vorgebirge das Kap der Stürme genannt hatte. Die Wogen stiegen zu einer erstaunlichen Höhe und warfen die vier Schiffe umher, als ob dieselben nur zerbrechliches Spielzeug oder schwache Nußschalen wären; das eine Mal schwebten sie hoch auf den Schaumkämmen der Wogen und gleichsam in den Wolken, das andere Mal sanken sie wieder so tief in den Trog der See, daß die Matrosen jeden Augenblick befürchten mußten, von den wütenden Gewässern, welche sie auf allen Seiten hoch über sich und um sich her tosen sahen, auf immer in die Tiefe versenkt zu werden. Der furchtbar heftige Wind wehte unaufhörlich und eisig vom Südpol herauf; die Schiffer und Lootsen vermochten nicht laut genug zu schreien, um den Matrosen ihre Befehle verständlich zu machen, so betäubend war der Lärm der Elemente und so furchtbar das Toben und Sausen des Windes, und das Takelwerk war mit Eis überzogen und so starr, daß man es kaum bewegen konnte. Die portugiesischen Seeleute, an eine solche Kälte und Stürme nicht gewöhnt und auch nicht mit passender Kleidung für ein derartiges Klima versehen, hatten entsetzlich viel zu leiden und es war daher nicht zu verwundern, daß Groll und Murren und Unzufriedenheit unter ihnen einriß.

Nach kurzen Perioden von Tageslicht folgte lange düstere Finsternis, welche alles einhüllte; wenn der heftige Wind nachließ, so legten sich dichte Nebel über den Ozean und ließen die Steuernden nicht einmal die Richtung erkennen, welche sie einschlugen. Die Masten und Wanten wurden gestürzt und durch den Wind gebrochen,

die Schiffe gehorchten dem Steuer nicht mehr, waren nicht mehr zu lenken und trieben vollständig willenlos vor Wind und Wogen. Vasco de Gamas Mut, Ausdauer und heldenhafte Kühnheit wurden nun auf die Probe gestellt, denn er bemerkte den steigenden Unmut seiner Seeleute. Als der Sturm eine Weile nachließ, drängten seine erschöpften und ermüdeten Matrosen sich um ihn und baten ihn inständig, sein Vorhaben aufzugeben und den Bug der Schiffe wieder der Heimat zuzukehren. Sie beschworen ihn doch zu bedenken, daß dies jene immerwährenden Stürme seien, welche von je her die Schiffe verhindert haben, das Kap zu umschiffen, und sprachen ihre Befürchtung aus, daß wenn man nicht umkehre, sie alle hier ihr Wassergrab finden würden. Sie sprachen ihre Ansicht dahin aus, das Land, welches man ihn Sicht bekomme, so oft man laviere, um das Vorgebirge zu umsegeln, habe gar kein Ende, sondern erstrecke sich tief hinauf bis in das Südpolarmeer u. dergl. m. Kurz, immer und immer wieder bestürmten sie ihren hartnäckigen Oberbefehlshaber, als ob es ihr eigenes Leben gälte.

Vasco de Gama ließ sich jedoch nicht erweichen. Anfangs erteilte er seinen Leuten nur sanfte Vorwürfe: „Warum wollt ihr denn schon den Kopf verlieren, meine guten Jungen?“ rief er ihnen zu. „Ich versichere euch, das Vorgebirge ist in der Nähe. Verzweifelt doch nicht sogleich, denn wenn wir mit Lavieren fortfahren, werden wir es gewiß umsegeln!“ — Zugleich gab er ihnen ein gutes Beispiel dadurch, daß er freiwillig und heitern Muts ihre Gefahren und Strapazen teilte. Sobald des Hochbootmanns Pfeife ertönte, erschien auch Vasco de Gama mit den andern auf Deck und teilte ihre Arbeiten. Er schien sich gar nie eine Ruhe zu gönnen, sondern war allerwärts gegenwärtig, blieb oft Tag und Nacht am Steuer, erteilte von dort aus der Mannschaft seine Befehle und wachte dar

über, daß jede erforderliche Arbeit pünktlich gethan wurde. Dabei teilte er die Kost und Verpflegung seiner Leute, aß nichts Besseres als der gemeinste seiner Matrosen und nahm oft des Piloten Stelle ein, wenn dieser durch den harten Dienst erschöpft war.

Endlich aber verlor er die Geduld und ward der ewigen Bitten und Bestürmungen seiner Leute überdrüssig; er ließ sie daher alle auf dem Verdeck antreten und erklärte ihnen mit Ernst und Festigkeit, er werde unbedingt solange in den Ozean hinausfahren, bis entweder das Vorgebirge umschifft sei oder die Schiffe untergingen.



Viertes Kapitel.

An der Ostküste von Afrika.

Die Schiffe hatten bisher beim Lavieren so viele Schläge windwärts gemacht, als der Sturm gestatten wollte, allein so oft sie wieder nach dem Lande hin umwandten, mußten sie zu ihrer großen Entmutigung die lange, zerrissene und unregelmäßige Küste im Osten wieder erscheinen sehen. Darum entschloß Vasco de Gama sich schließlich, einmal beim Lavieren einen recht langen Schlag zu machen uud auf demselben zu beharren, bis er gewiß war, daß er das Land umfahren konnte. Der Sturm legte sich nun allmählich oder ließ wenigstens zeitweise in seiner Wut nach. Die Caravellen vermochten nun etwas leichter ihren Weg zurückzulegen, und nach einigen Tagen befahl Vasco de Gama den Matrosen, den Bug wieder dem Lande zuzuwenden. Während man nun langsam südostwärts steuerte, schickten die Leute auf allen vier Schiffen Stoßgebete gen Himmel, und Kapitän und Mannschaften schienen mehr Mut zu fassen. Die Schiffe hatten weniger hart gegen die Wogen zu arbeiten; die See ward ruhiger, und die vier kleinen Schiffe hielten sich fest auf ihrem Kurse fort, blieben Tag und Nacht so nahe wie möglich bei einander und gaben nachts sich gegenseitig in gemessenen Zwischenräumen Signale mit farbigen Lichtern, um nicht von einander getrennt zu werden.

Diesmal erschien zwar kein Land und Vasco de Gama gab daher den Schiffern den Befehl, weiter auseinander und freier hinaus zu segeln, um womöglich Land zu erspähen; allein eines Morgens beim Erwachen bemerkten die Seefahrer, daß sie auf einem ruhigen Meere dahintrieben und ein frischer günstiger Wind ihnen vorwärts half. Es war am 20. November, ein freundlicher angenehmer Morgen, ganz verschieden von den vielen trüben, unheimlichen und armseligen Tagen, welche sie in der jüngsten Zeit verbracht hatten, und obwohl sie kein Land bemerkt hatten, wußte Vasco de Gama dennoch, daß er in der vergangenen Nacht das ersehnte Vorgebirge umschifft habe. Es wurde nun den andern Schiffen bedeutet, näher an den „San Raphael“ heranzukommen, und die freudige Kunde denselben von Deck zu Deck zugerufen.

Kapitän und Mannschaft ergingen sich in den aufrichtigsten und emsigsten Freudenbezeugungen. Einige erkletterten die Masten und winkten sich mit den Mützen von Schiff zu Schiff zu; andere griffen zu den Trompeten und Zinken (Posaunen) und gaben ihre Freude in schmetternden Fanfaren Ausdruck, welche sie über das heitere, spiegelglatte, sonnenblinkende Meer hinsandten; wieder andre konnten ihr Vergnügen nur durch das Abfeuern von Kanonen bethätigen, und noch andere stürzten sich gegenseitig wild in die Arme und tanzten auf dem Verdeck herum. Alle Gefahren und Drangsale der Vergangenheit waren im Nu vergessen und als Vasco de Gama, mit einem von Triumph und Freude glühenden Gesicht, unter seinen Leuten auf dem Verdeck auf- und abging, warfen sich die Matrosen vor ihm auf die Kniee, baten ihn um Verzeihung, küßten den Saum seines Gewandes und überhäuften ihn mit Glückes- und Segenswünschen. Sie ahnten nicht im Entferntesten, daß sie binnen kurzem sich wieder von der wildesten Verzweiflung würden erfassen

und hinreißen lassen, einen mörderischen Anschlag gegen das Leben ihres tapfern Anführers zu machen.

Plötzlich folgte jedoch eine feierliche Stille auf den Lärm an Bord, auf das fröhliche Singen und Jubeln, das Schmettern der Trompeten und den Donner der Freudensalven, denn nun erschienen die Priester in Meßgewändern mit Kruzifix und Weihrauchpfanne und eine Hymne singend auf Deck. Wie mit einem Schlag sanken die Seeleute auf die Kniee, nahmen die Mützen ab, beugten die Häupter tief und hörten andächtig zu, wie inmitten der allgemeinen Stille die feierlichen Stimmen der Geistlichen höher schwollen, das „Salve" wiederholten und im Namen aller dem Allmächtigen Dank abstatteten, von welchem alle Herzen bis zum Überfließen erfüllt waren.

Das kleine Geschwader setzte jetzt heiter seine Fahrt fort, und als man eines Morgens in der Ferne einiger hohen Berggipfel ansichtig wurde, bemerkte Vasco de Gama mit Vergnügen, daß das Land nicht länger mehr ostwärts, sondern nordwärts vor ihm lag. In blauer Ferne besäumten unregelmäßige zackige Höhenzüge den Horizont, und da und dort sah man zerklüftete Vorgebirge kühn in die See hinausragen.

Vasco ließ seine Schiffe der Küste zusteuern und fuhr auch die Nacht hindurch gemächlich dieselbe entlang. Bei Tagsanbruch gewahrte er lange Strecken von hübschem sandigem Strand, mit steilen Klippen dazwischen, im Sonnenschein herüber glänzen und kleine Buchten und Naturhäfen, Flüßchen und sogar Flüße von bedeutendem Umfang in Zwischenräumen erscheinen. Die Matrosen vertrieben sich die Zeit mit dem Harpunieren von Fischen, welche sie kochten; allein als sich ergab, daß diejenigen, welche von solchen Fischen ge-

[illegible] [illegible], erkannten, welche dieser Zeitvertreib seine Anziehungskraft.

Nachdem man mehrere Tage hindurch bei balsamischer Luft und günstigem Winde [illegible] [illegible] der Küste entlang gefahren war, gelangte man an die Mündung eines großen Flusses. Vasco de Gama gab den Befehl ein Boot auszusetzen und die Küste zu rekognoszieren. Nirgends waren Eingeborene oder Spuren von menschlichen Niederlassungen zu sehen. Nachdem man die Mündung des Flusses durch Peilungen untersucht und das Wasser zwölf Faden (30 m) tief befunden hatte, liefen die Schiffe in dieselbe ein und warfen Anker.

Zum ersten Mal seit sie den Ankergrund in der St. Helena-Bucht verlassen hatten, begab sich Vasco de Gama an Bord des Schiffes seines Bruders Paulo, wo Nicolau Coelho, der dritte Kapitän, ebenfalls bald zu ihnen stieß. Die drei Schiffsführer umarmten sich inbrünstig, setzten sich dann an eine wohlbesetzte Tafel nieder, welche Paulo hatte vorbereiten lassen, besprachen in anregendem Geplauder die bestandenen Strapazen und Gefahren und gaben sich der lebhaftesten Freude darüber hin, daß sie wohlbehalten auf der andern Seite Afrikas angekommen waren.

Mittlerweile hatten die Portugiesen an den Ufern des Flusses gelandet, sich in kleine Gruppen geteilt und in der Gegend zerstreut, um das Land zu durchwandern und zu sehen, was sie hier entdecken könnten. Es war für sie eine wahre Erquickung und Erfrischung, sich wieder auf festem Boden zu sehen, nachdem sie so viele Wochen lang auf schwanken Brettern alle jene Mühsale ihrer Fahrt bestanden hatten! Welch eine Erholung und ein Vergnügen für sie, wieder das grüne Gras und die blühenden Sträucher und Gebüsche zu sehen! welch eine Lust sich wieder an dem frischen klaren Wasser



des Flusses zu laben und nach dem eintönigen Leben zur See und der dürftigen Kost, welche ihnen seither gereicht worden war, wieder eine heitere Landschaft zu erblicken und Aussicht auf frisches Fleisch und bessere Nahrung zu haben!

Die ausgesandten Streifwachen fanden jedoch nichts Merkwürdiges noch irgend eine Spur von menschlichen Bewohnern. Die Küste schien menschenleer, unbewohnt und öde zu sein, und nachdem man frisches Wasser und Brennholz eingenommen hatte, gingen die vier Schiffe wieder unter Segel.

Noch immer an der Küste hinfahrend, kam man nach einigen Tagen zu einer andern größern Bucht, welcher Vasco de Gama den Namen „San Blas“ beilegte. Sie schien zum Einlaufen einzuladen, da sie einen wohlgeschützten Ankergrund darbot und anscheinend unbewohnt war. Auf den Felsen und Klippen, welche die Bucht überschauten, sah man Tausende von Robben mit langen weißen Zähnen und von drohendem Anblick, hingelagert, um ihren glatten Pelz in der Sonne zu wärmen.

Vasco de Gama hielt diese Bai ganz zu einem Rastorte geeignet und die Schiffe gingen daher in derselben vor Anker. Das mitgebrachte Lastschiff ward hier vollends geleert, seine Proviantvorräte unter die andern Schiffe verteilt, das Lastschiff abgetakelt und endlich verbrannt.

Die Seefahrer waren noch nicht lange am Lande gewesen, so kehrten sie aufgeregt und mit wundersamen Nachrichten über die Tiere, welche sie getroffen hatten, zu den Caravellen zurück, denn nach ihrer Behauptung hatten sie riesige Elefanten und sehr fette Ochsen ohne Hörner umherwandern sehen; auch hatten sie auf den Felsen und Klippen der Küste viele große Vögel bemerkt, welche keine Federn in ihren Schwingen zu haben schienen und einen wider-

wärtigen Schrei, gleich denjenigen eines Esels ausstießen. Jene vermeintlichen Ochsen ohne Hörner aber waren Flußpferde und die flügellosen Vögel Penguine.

Bald machte man auch die Entdeckung, daß das umgebende Land bewohnt sei. Man erblickte in der Ferne eine Anzahl beinahe schwarzer Burschen, welche auf feisten Ochsen ritten; und nachdem die Schiffe etliche Tage in der Bucht vor Anker gelegen hatten, erschienen ganze Banden von schwarzen Eingebornen, welche in großer Aufregung auf den Felsen herumhüpften, auf die fremden Fahrzeuge deuteten, dergleichen sie niemals zuvor gesehen hatten, und wild gegen einander gestikulierten.

So begierig Vasco de Gama auch war mit den Eingebornen zu verkehren und womöglich zu erfahren, wo er denn eigentlich war, so hatte er doch nachgerade gelernt, vorsichtig zu sein, und wollte sich nicht wieder in derselben Falle fangen lassen, worein er in der St. Helena-Bai gefallen war. Er ließ daher seine Mannschaften wohlbewaffnet ans Land gehen, und eine größere Abteilung derselben mußte sogar beim Landen einige Kanonen für den etwaigen Notfall mitnehmen, weil er immer einen Überfall befürchtete. Die Wilden wurden auch bald so kühn, daß sie an den Strand herunterkamen und sich ganz in die Nähe der Schiffe wagten. Vasco nahm die Gelegenheit wahr, ihnen einige Glöckchen und Schellen zuzuwerfen, welche die Wilden auffingen und mit der wildesten Freude ertönen ließen, wobei sie am Strande herumtanzten und sprangen und einen gewaltigen Lärm machten. Jetzt wurden auch die anderen kühn und ...nen so nahe, daß sie die Glöckchen aus Vascos Hand nahmen, ...rauf sie ihm zugrinsten und dann vor Vergnügen am Lande ...umtanzten. Es verursachte ihm eine freudige Überraschung, diese ...lden so vertrauensvoll und zuthunlich zu finden, und als er sich

durch seine Leute einige Mützen von rotem Wollstoff hatte bringen lassen, war keine Mühe und Gefahr mehr dabei, daß er sich unter die Eingebornen hineinwagte und die Mützen gegen die elfenbeinernen Armbänder vertauschte, welche die Wilden an ihren Handgelenken trugen.

Am folgenden Morgen wimmelte der Strand förmlich von beinahe nackten schwarzen Männern, Weibern und Kindern, welche schreiend und gestikulierend hin und her liefen und sich mit weit aufgerissenen Augen um die Schiffe sammelten. Vasco und die anderen Kapitäne und ein Teil der Mannschaft gingen ans Land mischten sich ohne Furcht unter die schwarzen Besucher und wurden von denselben, zu ihrer Überraschung, mit einem am Feuer gerösteten Ochsen und Schaf bewirtet, welche die Eingebornen mitgebracht hatten und nun am Strande nach ihrer eigenen barbarischen Weise brieten.

Als die Portugiesen durch Zeichen eingeladen wurden, an diesen willkommenen Gerichten teilzunehmen, ließen sie sich nicht lange bitten, sondern griffen frisch zu und schmausten den ganzen Tag nach Herzenslust. Die Wilden belebten das Fest nach ihrer Art mit Musik, indem sie auf Rohrflöten bliesen und Lieder in einer seltsamen kreischenden Weise sangen, welche den Portugiesen ein herzliches Gelächter abnötigten. Diese erwiderten die Komplimente, indem sie auf ihren Trompeten lustige Fanfaren ertönen ließen, welche die Eingeborenen anscheinend mit Erstaunen erfüllten.

Vasco de Gama ergriff die Gelegenheit, um einige von den Ochsen und Schafen auf dem Tauschwege zu kaufen. Während er aber noch dastand und um dieselben feilschte, kamen etliche von seinen Leuten zu ihm hergerannt und berichteten ihm, sie haben soeben einige junge Neger auf verdächtige Weise in den Gebüschen versteckt

gesehen. Er befahl seinen Leuten, sich sogleich in die Nähe der Schiffe zurückzuziehen, und als die Eingeborenen dies sahen, scharten sie sich rasch und drohend auf einen dichten Haufen zusammen und schienen entschlossen, die Fremdlinge anzugreifen. Vasco wollte ihnen aber kein Unrecht thun noch Schaden zufügen und gab seinen Leuten ein Signal, an Bord zu gehen, und als dies geschehen und seine Leute sämtlich in Sicherheit waren, ließ er zwei Kanonen über die Köpfe der Wilden hin abfeuern. Der Blitz und Donnerknall dieser Schüsse überwältigte die Wilden so sehr durch Erstaunen und Schrecken, daß sie ihre Waffen auf den Strand warfen und sich so rasch in die Büsche flüchteten, als ihre nackten Füße sie nur zu tragen vermochten.

Bevor er die Bucht San Blas verließ, richtete Vasco noch einen Pfahl mit dem portugiesischen Wappen am Strande auf, zum Zeichen, daß er im Namen des Königs Manuel Besitz von diesem Lande ergriffen habe; allein kaum war er unter Segel gegangen, so hatte er die Demütigung, zu sehen, daß die Neger kamen, das Wappen herunter- und den Pfahl niederrissen und beide herausfordernd ins Meer warfen.





Fünftes Kapitel.

Gefahren durch See und Menschen.


Nicht immer war jedoch die Reise von Wind und Wetter so sehr begünstigt und der angenehmen Rast in irgend einer schmucken ruhigen Bucht folgten dann stürmische Tage und Nächte und Gefahren von seiten wilder Stämme, und noch manche Seemeile mußte zurückgelegt werden, bevor der unerschrockene Vasco de Gama sein Ziel erreichen sollte.

Größere Seereisen, welche auf Erforschung fremder Ozeane und Entdeckung fremder Länder abzielen, sind selbst heute noch eine sehr ernste Sache, obwohl unsere dermaligen Reisenden mit allen Hilfsmitteln der Kunst und der Wissenschaft, mit Land- und Seekarten, Instrumenten u. s. w. reich versehen sind und eine Menge gemeinnütziger Bücher und Beschreibungen zu ihrer Verfügung haben. Um wie unendlich schwieriger und reicher an Heimsuchungen, Strapazen, Geduldsproben aller Art, an wirklichen und eingebildeten Gefahren war eine Entdeckungsreise zu jener Zeit, wo es erst wenige und unvollkommene Instrumente und Landkarten gab für den Seemann, wo den größten Teil des Erdglobus ein ungeheurer weißer Raum als unbekannter Weltteil einnahm, — wo es galt, diesen leeren Raum durch Entdeckungen auszufüllen, und wo selbst das endliche

Ziel, welches den Reisenden vorschwebte, nicht ein bekanntes und klar bewußtes, sondern nur ein sagenhaftes oder undeutlich vermutetes oder geahntes war!

Dadurch vermehrten sich die Ängsten und Gefahren einer solchen Reise, und dazu kamen zu den von außen her andringenden Gefahren noch andere, nähere, welche man eigentlich innere nennen könnte, denn sie hingen mit der baulichen Beschaffenheit der Schiffe und dem Betragen der Bemannung zusammen. Diese Gefahren waren nicht klein, mehrten sich sogar im Verlaufe der Zeit noch, und es gehörte die ganze ernste Gesinnung, feste Beharrlichkeit und der unbeugsame Mut Vasco de Gamas dazu, dieselben neben den oben erwähnten zu überwinden. Vascos mannhaftes Herz bebte vor keiner Drohung der Menschen oder der Elemente zurück; er blickte so heiter in die Zukunft, als freue er sich über die Schwierigkeiten, welche er bereits überwunden hatte.

Just um diese Zeit trug sich eine Begebenheit zu, welche Vascos Mut und Geistesgegenwart auf eine schwere Probe stellten. Nachdem nämlich die Caravellen noch in mehreren andern Buchten eingelaufen waren und dort weder eine Bereicherung und Befriedigung ihrer Neugier und Wißbegier noch eine Veranlassung zum Landen gefunden hatten, stachen die drei Fahrzeuge wieder in die hohe See. Bei Tage liefen sie, so lange es irgend der Wind erlaubte, unter vollen Segeln, bei Nacht aber versuchten sie langsamer und vorsichtiger vorwärts zu kommen. Häufig wurden sie von Windstillen überrascht und mußten ruhig liegen bleiben, bis wieder ein Wind aufsprang; und je weiter sie sich vom afrikanischen Festlande entfernten, desto mehr mußten sie inne werden, daß sie keineswegs die Region der Stürme verlassen, nachdem sie das Vorgebirge der guten Hoffnung umfahren hatten.

Es war nun Winter nach dem europäischen Kalender. Die Seefahrer waren noch weit von ihrem Reiseziele entfernt, allein wie weit, das wußten sie selbst nicht und die Stürme, von denen sie nun befallen wurden, gaben in nichts denjenigen nach, welche zur Winterszeit die Küsten des nordischen Europa umtosen.

Eines Morgens entlud sich ein furchtbarer Gewittersturm beinah ohne Warnung über den Häuptern unserer Seefahrer. Vasco de Gama bezog sogleich seinen Posten auf Deck, musterte mit seinem scharfen Blick den Himmel und erteilte rasch und klar seine Befehle. „Befestigt die Masten mit Tauen, ihr Leute!“ rief er; „ziehet die Wanten über die Raaen!“ Dann wurden die Top- und Untersegel eingebunden und alle Segel, mit Ausnahme der Focksegel, eingezogen, und mit diesen versuchte Vasco den Sturm zu bestehen. Die Mannschaft beeilte sich, die Befehle ihres Kapitäns zu vollziehen, allein wie hart und schnell sie auch arbeiteten, der Sturm ward immer heftiger und unwiderstehlicher, bis endlich der Pilot mit der Mütze in der Hand demütig zu Vasco herantrat, um ihm schüchtern seine Vorstellungen zu machen.

„Ich fürchte, unsere Fahrzeuge sind nicht stark genug, um diesem Sturme zu trotzen, Kapitän,“ sprach er. „Laßt uns landwärts steuern, die Küste entlang fahren und irgend einen sichern Hafen aufsuchen, bis der Sturm vorüber ist!“

„Mit nichten!“ rief Vasco. „Kehrt auf euren Posten zurück, Pilot, und thut eure Schuldigkeit! Als ich aus dem Hafen von Lissabon auslief, hab ich mir gelobt, niemals eine Spanne breit zurückzuweichen. Wer sich noch einmal erkühnt, mir eine Umkehr vorzuschlagen, den lasse ich in die See werfen als Futter für die Haifische!“

Die Mannschaft schaute entsetzt zu ihrem Anführer auf, aber

seine Züge waren so ernst und eisenfest, daß keine Spur von Nachgiebigkeit darin zu lesen war.

Der Sturm hatte sich mittlerweile gesteigert; der Wind kam launenhaft und in furchtbaren Stößen aus allen Richtungen der Windrose; die Wogen türmten sich bergehoch auf und überströmten im Niederfallen die Verdecke mit gewaltigen Sturzseen, deren Wucht nichts zu widerstehen vermochte. Dann ließ der Wind plötzlich nach, so daß die Schiffe hülflos auf dem tosenden Meere lagen und so entsetzlich schlingerten, daß sie an beiden Seiten Wasser zogen. Die Leute auf Deck waren genötigt, sich an die Masten und das Takelwerk festzubinden, damit sie nicht über Bord gespült wurden. Es wurde beinahe unmöglich, an den Pumpen zu arbeiten, und die Schiffe krachten so laut, daß es den Anschein gewann, als wollten sie jeden Augenblick in Stücke gehen. Die Matrosen drangen nun noch flehendlicher in Vasco, er solle umkehren, allein er schlug es rundweg ab.

„Ich habe schon erklärt, daß ich nichts von Umkehr wissen will!" rief er. „Und sähe ich auch hundertfachen Tod vor Augen, so würde ich doch stracks weiterfahren. Wir werden entweder Indien erreichen oder untergehen. — Seid Männer!" setzte er dann in milderem Überredungstone hinzu, „denkt doch an die Ehren und Belohnungen, womit uns die Gnade unsers guten Königs überhäufen wird, wenn wir mit der Kunde heimkehren, daß wir unsere Aufgabe erfüllt haben! Kommt, meine Jungen! zeigt euch als echte Seeleute! rafft euren Mut zusammen und setzt euer Vertrauen auf den allmächtigen Gott!"

Nun hatte der König, als das kleine Geschwader aus Lissabon auslief, die Bestimmung getroffen, daß fünf oder sechs Männer, welche um verschiedener Verbrechen willen zum Tode verurteilt worden

waren, unter der Bedingung freigegeben würden, daß sie die Fahrt mitmachen sollten; und der Zweck dieser Maßregel war der gewesen, daß Vasco de Gama sich dieser Männer bedienen sollte, wenn es galt, gefährliche Orte zu erforschen oder besondere Wagnisse zu bestehen, anstatt das Leben der anderen ehrlichen Seeleute für solche Aufgaben aufs Spiel zu setzen; denn man betrachtete das Leben jener Verbrecher als ein wertloses und verwirktes, so daß es wenig bedeutete, wenn dieselben von Wilden erschlagen oder sonst irgendwie hingeopfert wurden. Jene Männer nun kannten ihr Schicksal und hatten sich nur gezwungen darein ergeben; und als sie nun sahen, wie die Matrosen inmitten des Sturmes an ihrem Davonkommen verzweifelten und wie Vasco de Gama an seinem Entschlusse, stracks weiter zu fahren, unerschütterlich festhielt, erachteten sie diese Gelegenheit für günstig, um Unheil anzustiften. Sie hatten sich daher im Bug des „San Raphael" zusammengethan und untereinander beraten, riefen jetzt auch andere von den Matrosen zu sich heran und machten ihnen Vorschläge, eine Meuterei anzuzetteln.

Sobald daher eine Pause in dem Unwetter eingetreten war und den drei Caravellen erlaubt hatte, sich auf Rufweite einander zu nähern, begannen die Widerspenstigen am Bord des „San Raphael" ihren Gefährten auf den beiden anderen Caravellen zuzurufen und sie zum Widerstand gegen die Befehle ihrer Vorgesetzten aufzuhetzen.

Vasco de Gama rief nunmehr seinem Bruder Paulo und dem Nicolau Coelho die Erklärung zu, daß er unter keinen Umständen sich der Küste nähern werde, und forderte sie auf, beharrlich den genommenen Kurs einzuhalten. Daraufhin erfrechten sich einige Matrosen an Bord des „San Miguel" laut und drohend zu erklären: sie wollten sehen, wer zuletzt Meister werde, denn sie seien

ihrer viele, der Kapitän aber ein einzelner Mann. Dies verriet deutlich genug ihre Absicht und Neigung zu einer Meuterei.

Zum Glück sprang plötzlich ein frischer Wind auf und zwang die Schiffe, sich wieder fern von einander zu halten, und bald brachte der Wind wieder Gewitter und Sturm. Der Donner grollte, die Blitze zuckten und mit der einbrechenden Nacht legte sich dichte Finsternis über den Ozean. Die Schiffe mußten nun Laternen aushängen, um einander nicht zu verlieren, denn Vasco de Gama fürchtete, falls die Schiffe sich von einander trennen würden, könnten die Matrosen sich mit Gewalt in den Besitz der Caravellen setzen und nach Portugal umkehren.

Ein derartiger Anschlag war denn auch in der That auf allen Schiffen im Werke, und an der Spitze des Komplots standen die Verbrecher, welche man gezwungen hatte, die Reise mitzumachen. Ihr Vorhaben wäre auch wahrscheinlich gelungen, wenn nicht einer der Rädelsführer an Bord des „San Miguel" die Unvorsichtigkeit begangen hätte, seinen Bruder, einen jungen Burschen, welcher Nicolau Coelhos persönlicher Diener war, in den Plan der Verschwörung einzuweihen.

Der junge Bursche war seinem Herrn mit großer Anhänglichkeit zugethan. Er versprach seinem Bruder die Geheimhaltung des Anschlags und verhehlte demselben die Absicht, welche er dabei hatte, benützte aber die erste Gelegenheit, wo er Coelho allein sah, um diesen von der Gefahr, welche dem ganzen Geschwader drohte, in Kenntnis zu setzen. Coelho war ein besonnener kühner Mann und gelobte sich, eher zu sterben, als sich von den Meuterern ergreifen oder sich den Oberbefehl über das Schiff entwinden zu lassen. Er bewaffnete sich daher bis an die Zähne, belauschte und beobachtete das Treiben seiner Leute Tag und Nacht und beauftragte seinen

treuen Diener, die Rädelsführer niemals aus den Augen zu lassen, sondern vielmehr deren Vertrauen dadurch, daß er auf ihre Pläne eingehe, zu gewinnen zu suchen und alle ihre Absichten zu ermitteln.

Der Junge teilte ihm nun bald die Nachricht mit, die Matrosen beabsichtigten nur abzuwarten, bis sie mit den Bemannungen der beiden anderen Schiffe gemeinsam handeln könnten, um dann die Fahne der Meuterei zu erheben. Coelho verhehlte unterdessen sorgsam sein Wissen um diese Vorgänge, ließ keinerlei Furcht merken und behandelte seine Leute freundlich, sann aber auf irgend ein Mittel, wie er Vasco de Gama von der im Werden befindlichen Verschwörung benachrichtigen könne, ohne die Verschwörer selbst zu allarmieren.

Einige Tage später tobte ein neuer Sturm, und während desselben verlangten Coelhos Matrosen von diesem beinahe gebieterisch, er solle Vasco seinem Schicksal überlassen und sich auf den Heimweg machen. Coelho stellte sich an, als komme ihm dieser Vorschlag selber nicht unwillkommen und als hielte ihn nur eine freundschaftliche Rücksicht auf die Gebrüder Gama zurück, sogleich zum äußersten zu schreiten.

„Wir wollen es noch einmal mit einer gütlichen Vorstellung bei dem Cabo versuchen," erwiderte er; „ich gebe euch mein Wort, daß ich, sobald als ich nur mit dem Kapitän sprechen kann, ihm die Bitte stellen werde, umzukehren und uns wohlbehalten wieder nach Hause zu bringen, und ihr werdet darin mit mir einverstanden sein. Die Bemannungen auf den andern Schiffen werden ja meinen Vorschlag unterstützen."

Die Meuterer gingen auf diesen Vorschlag ein, und als der Sturm an Heftigkeit nachließ und die See so ruhig wurde, daß die Schiffe sich einander wieder mehr nähern konnten, wartete

Coelho nur den Augenblick ab, wo er sich durch das Sprachrohr dem Oberbefehlshaber mitteilen konnte, und rief Vasco de Gama zu: „Ich bitte Euch, Kapitän, laßt uns beidrehen und die Rückreise nach Portugal antreten. Meine Leute verlangen von mir mit Thränen in den Augen, ich solle umkehren; und wenn wir ihnen nicht nachgeben, werden sie in Versuchung kommen, sich unser zu bemächtigen und uns zu töten. Wir müssen ihnen nachgeben, und wenn wir das nicht thun, Kapitän, so müßt ihr für euch selber sorgen, just so wie ich es zu thun gedrungen bin."

Coelho rief laut genug, daß sowohl Vasco als Paulo es hören konnten. Als bald wieder eine Pause im Sturm eintrat, rief Vasco zurück: „Ganz recht, Coelho! ich will mich mit meinem Piloten und meiner Mannschaft beraten und euch ein Zeichen geben, sobald ich meinen Entschluß gefaßt haben werde."

Der scharfblickende Vasco de Gama hatte Coelho vollkommen verstanden, obgleich die Meuterer nichts bemerkt hatten. Er begriff ganz gut, daß Coelho, dessen Treue und Kühnheit er kannte, ihn nur vor der vorhandenen Verschwörung hatte warnen wollen; allein er sah auch ein, daß er seine wirklichen Absichten verhehlen und sich das Ansehen geben mußte, als gehe er auf das Verlangen der Bemannung ein. Er rief daher alle seine Leute auf Deck und erklärte ihnen, er werde bei dem nächsten Sturme, der sie befalle, umkehren.

„Allein ehe ich dies thun kann," fügte er hinzu, „müßt ihr Alle eine Urkunde unterzeichnen, in welcher wir die Gründe der Aufgabe unseres Reiseplans niederlegen wollen, um dadurch den Grimm und Aerger unseres guten Königs zu entwaffnen."

Die Matrosen gingen in diese Falle, brachen in lauten Jubel aus, überhäuften Vasco de Gama mit ihren Dankesbezeugungen

und Lobeserhebungen und erklärten sich gern bereit, jede beliebige Erklärung zu unterzeichnen.

„Es ist nicht notwendig, daß ihr alle unterzeichnet, meine wackeren Jungen," entgegnete Vasco. „Es genügt, wenn nur diejenigen unterschreiben, welche sich am besten auf die Führung von Schiffen und auf die Bewältigung der Mühsale des Seelebens verstehen. Wählt mir einmal die derartigen Männer aus, Pilot, und sie sollen dann unterzeichnen!"

Hierauf begab sich Vasco de Gama mit seinem Schreiber in seine Kajüte und traf die Vorsichtsmaßregel, an der Thüre derselben eine zuverlässige Schildwache aufzustellen. Die Urkunde wurde schnell aufgesetzt und Vasco de Gama hieß den Schreiber, dieselbe in die Vorratskammer hinunterzunehmen, welche gerade unter seiner eigenen Kajüte lag.

„Heißt den Lotsen und den Schiffer dorthin kommen und die Urkunde unterzeichnen," sagte er.

Allein die eben genannten Schiffsoffiziere hatten nicht sobald die Vorratskammer betreten, als sie sich der Reihe nach überwältigt, geknebelt, in Fesseln gelegt und in den Raum geworfen sahen.

Die Matrosen auf Deck hatten natürlich keine Ahnung von dem Schicksal ihrer Kameraden. Es erübrigte jetzt nur noch diejenigen Männer zu ergreifen, welche den Piloten und den Schiffer als erfahrene Seeleute bezeichnet hatten. Diese wurden nun einer um den andern in die Kajüte des Kapitäns beschieden, und ehe sie sich dessen versahen, geknebelt und in Fesseln gelegt, so daß sie hilflose Gefangene waren. Nun ließ Vasco den Piloten, den Schiffer und die andern Gefangenen auf Deck bringen und in einer Reihe aufstellen und zeigte sie mit ihren verdutzten und von

Gewissensbissen und Angst entstellten Gesichtern der übrigen Mannschaft.

„Ihr seht hier, was für ein Schicksal denjenigen droht, welche gegen mein Kommando sich zu verschwören wagen," sagte er. „Nehmt euch ein Beispiel an diesen Burschen und merkt euch, daß ihr mir zu gehorchen habt und nicht murren dürft, wenn ihr nicht in dieselbe schlimme Lage geraten wollt. Jeder von diesen Burschen wird als Gefangener gefesselt im Schiffsraum bleiben, bis wir nach Portugal zurückkehren, wo ich sie dann den Gerichten des Königs zur Bestrafung überantworten werde."

Hierauf wandte er sich an den Piloten, welcher in Handschellen und Fußfesseln und mit gesenktem Kopfe dastand, und sagte zu ihm: „He, Pilot, wo sind mein Astrolabium, meine Quadranten und sonstigen Instrumente? Laßt sie sogleich herbeiholen!" Der Pilot bezeichnete einem seiner Wächter den Ort, wo er seine nautischen Werkzeuge zu verwahren pflegte, von wo sie herbeigeholt und dem Kapitän übergeben wurden.

„Seht, Leute," fuhr Vasco de Gama fort und hielt die Instrumente in die Höhe, „hier sind alle die Hilfsmittel, welche wir haben, um ausfindig zu machen, wo wir uns befinden und nach welcher Richtung wir steuern. Und jetzt schleudre ich sie von mir," fuhr er fort und warf sie über Bord in das Meer, — „so daß sie auf immer verloren sind, denn ich bedarf weder Piloten noch Schiffer, weder Astrolabium noch Quadranten — ich setze mein Vertrauen auf den allmächtigen Gott, welcher uns fortan führen wird. Wenn wir es verdienen, wird er uns wohlbehalten aus den Stürmen des Ozeans nach unserem Bestimmungsorte bringen. Ich werde die Stelle des Piloten einnehmen, welcher ein eidbrüchiger Verräter ist, und in Zukunft selber den Kurs des Schiffes lenken."

Dieses feste Auftreten unterdrückte wirksam die meuterischen Gelüste der Bemannung, welche sich nun beeilte, ihren Kapitän um Verzeihung für ihren Kleinmut und ihre aufrührerischen Absichten zu bitten. Ihren flehentlichen Fürbitten für die Freigebung der Gefesselten schenkte er kein Gehör, sondern ließ sie wieder in den Schiffsraum bringen. Er selbst aber nahm an der Stelle des Piloten seinen Platz auf dem Deck ein und übernahm fortan die Lenkung des Schiffes auf seinem gefährlichen Kurs.

Sobald die beiden anderen Caravellen wieder in die Nähe kamen, teilte Vasco de Gama durch das Sprachrohr dem Paulo und dem Coelho mit, was er gethan habe; und die Mannschaft derselben, entmutigt durch das Fehlschlagen der Pläne der Verschworenen an Bord des „San Raphael," ließen sich durch die freundlichen Vorstellungen und Zureden ihrer eigenen Kapitäne bewegen, ihre meuterischen Pläne und alle Gedanken an Vergewaltigung aufzugeben, und so ward wieder Ruhe und Friede an Bord der drei Caravellen hergestellt, und das kleine Geschwader durchschiffte wieder ruhig den Ozean.

Die vielen Stürme hatten aber die drei Schiffe schwer beschädigt; der Schiffsraum in jedem derselben war so voll Wasser, daß man mit dem Pumpen kaum das vorhandene und immer wieder nachdringende bewältigen konnte. Die Schiffe waren an verschiedenen Stellen leck und bedurften unverkennbar einer gründlichen Ausbesserung. Viele Wasserfässer waren geborsten oder eingestoßen, so daß der Vorrat an Trinkwasser rasch auf die Neige ging und man bereits genötigt gewesen war, Salzwasser zum Kochen zu nehmen, und ein Viertel der Mannschaften war krank.

Vasco de Gama war jedoch ebenso klug als tapfer; da er einsah, wie notwendig es war, nun womöglich zu landen, so gab er

den Befehl, die Schiffe nun sogleich der afrikanischen Küste zusteuern zu lassen, und zur großen Freude der Mannschaften bekam man schon binnen kurzem wieder Land in Sicht. Die Küste, welche vor den Augen unserer Seefahrer auftauchte, zeigte eine sehr hübsche heitere Landschaft mit schönen Gruppen und Hainen mächtiger Bäume und sanftgeneigten Hügelhängen, auf welchen man Rinder und anderes Vieh weiden sah. Man fuhr an einem hohen zackigen Felsen vorbei, welchen Vasco de Gama den „Fels des Kreuzes" nannte, und umfuhr am Morgen des Christfestes ein Vorgebirge, welches er in frommem Gedächtnis an den hohen Festtag das „Kap Natal" nannte.

Ungefähr zehn Tage später entdeckte Vasco de Gama die Mündung eines großen Flusses und einer geräumigen, vor allen Winden geschützten Bucht, wo er vor Anker zu gehen beschloß. Und seine sämtlichen Begleiter waren nun so froh, sich einmal wieder in ruhigem Wasser schwimmen zu sehen und in der Nähe des Landes zu wissen, daß sie jenen Strom den „Fluß der Gnade" nannten.



Sechstes Kapitel.

Der erste Verkehr mit den Eingeborenen.

Die portugiesischen Weltwanderer fanden ihren neuen Aufenthalt allen ihren Wünschen und Anforderungen entsprechend. Es war zwar Januar, aber die Witterung warm und sonnig. Vasco de Gama glaubte bisher schon eine namhafte Strecke seiner Reise zurückgelegt zu haben und wollte seinen Leuten einige Rast und Erholung gönnen und daher nicht die Weiterreise beschleunigen, sondern er beschloß sogar, in Anbetracht, daß die Schiffe verschiedene Ausbesserungen dringend bedürften, hier an der Mündung des Gnadenflusses mehrere Wochen lang zu verweilen. Die Mannschaften hatten Erlaubnis, nach Belieben ans Land zu gehen und sich die Zeit nach Gutdünken zu vertreiben. Vasco und Paulo de Gama aber benützten diese Gelegenheit, oft beisammen zu sein, um über die Meuterei zu sprechen und sich zu der raschen Unterdrückung derselben Glück zu wünschen. Auch trafen sie Verabredung bezüglich etwaiger künftiger Vorkommnisse, und überlegten mit einander, auf welche Weise sie Indien erreichen sollten. Paulo war der Ansicht, man solle der afrikanischen Küste, welche sich in schwach nordöstlicher Richtung hinzog, so lange folgen, als man nur könne, und man werde dann, da Ägypten anerkanntermaßen mit Syrien zu-

sammenhänge, entweder nach Ägypten, Syrien oder Arabien oder aber nach dem ersehnten Indien gelangen, und diese Vermutung oder dieser Schluß schien auch Vasco so sehr einzuleuchten, daß er denselben einstweilen anzunehmen beschloß.

Das erste Vergnügen, dem die Matrosen sich hingaben, war der Fischfang. Nach der eintönigen langen Verpflegung mit halbverdorbenem Salzfleisch und harten Hülsenfrüchten war ja eine solche Abwechslung in der Kost eine wahre Wohlthat. Sie fingen eine Menge Fische von seltsamem Aussehen und besserem Geschmack, als diejenigen, welche sie in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung gefangen hatten, und diese Kost bekam ihnen auch sehr gut. Der Strom lieferte ihnen ein treffliches weiches Trinkwasser, welches ihnen, nachdem sie ein solches so lange hatten entbehren müssen, nun einen doppelten Genuß gewährte, und durch häufiges Baden, Wassertrinken und heilsame Bewegung besserten sich auch die Gesundheitsumstände unter den Mannschaften zusehends.

Nach einigen gänzlichen Rasttagen machten sich die Matrosen munter an die Arbeit der Ausbesserung ihrer Schiffe. Ganz in der Nähe ihres Landungsplatzes dehnte sich ein breiter leichtgeneigter Strand hin, auf welchem sie die Schiffe leicht ans Land zu ziehen und so deren Lecke auszubessern vermocht hätten; allein Vasco hielt es für geratener, dieselben im Wasser auf die Seite zu legen und so zu kielholen.

Als man den „San Miguel" genau untersuchte, ergab er sich als allzuschwer beschädigt, um noch fernere Dienste leisten zu können und Vasco de Gama gab daher Befehl, die Caravelle abzubrechen, und aus einander zu nehmen, ihre Vorräte an Bord der beiden andern Schiffe zu bringen und ihr Material zur Ausbesserung der beiden andern Caravellen zu verwenden. Der „San Miguel" ward daher

auf den Strand gezogen, sein Steuer ausgehoben, sein Holz- und Eisenwerk abgelöst und aufgeschichtet und die Überreste in Brand gesteckt, damit man wenigstens die Nägel davon bekomme.

Nun machte man sich daran, den „San Gabriel", Paulo de Gamas Schiff, auszubessern, welches ebenfalls während der bestandenen Stürme eine Menge schwerer Beschädigungen erlitten hatte. Es gelang, dasselbe dadurch auf die Seite zu legen, daß man alle Vorräte und alles schwere Material nach der einen Seite brachte, wodurch man, bei der eigentümlichen starkgewölbten Bauart und Ausbauchung der Caravellen, den Kiel bloßlegte. Hierauf wurden Plankengerüste an der Außenseite aufgeschlagen und ein Teil der Mannschaft dazu kommandiert, den Seetang wegzukratzen, welcher sich an die Schiffsplanken angesetzt hatte, während andere die Lecke verstopften, die verfaulte Kalfaterung aus den Fugen nahmen und durch frisches Werg ersetzten, das sie dann mit Theer tränkten und mit einer Schicht Pech überzogen, welches in einem daneben verankerten Boote geschmolzen erhalten wurde. Sodann ward der „San Gabriel" auf die andere Seite hinübergelegt, welche weniger beschädigt war und daher auch rascher ausgebessert und wieder hergestellt wurde. Als das Schiff wieder aufgerichtet wurde, ergab es sich als vollkommen wasserdicht und seetüchtig, und die Vorräte des „San Raphael" wurden nun auf den „San Gabriel" hinübergeschafft, damit man den „San Raphael" ganz in derselben Weise ausbessern konnte. Schließlich wurden beide Schiffe auch im Innern wesentlich ausgebessert und mit neuen Planken, Rippen und Krummhölzern versehen.

Die drei Kapitäne speisten jeden Tag zusammen, vertrieben sich die Zeit auf das Angenehmste und beschlossen, da sie Muße genug dazu hatten, auch die Umgegend einigermaßen zu erforschen. Vasco

de Gama schickte daher den Nicolau Coelho mit einer Abteilung von zwanzig Mann auf eine Expedition den Gnadenfluß hinan.

Coelho und seine Schar waren noch nicht drei Meilen weit den Strom hinan gerudert, so stießen sie auf dichten Wald und weite Strecken grünen Rasens an beiden Ufern; etwas weiter stromaufwärts fanden sie einige Eingeborene, die nicht so schwarz wie die seither gesehenen und ganz nackt waren bis auf eine kleine Schürze aus mattenartig zusammengeflochtenen Gräsern und Blättern, welche sie um die Mitte des Körpers trugen. Diese Wilden waren mit Fischen beschäftigt; sobald sie jedoch Coelhos Boot erblickten, ruderten sie ohne Verzug auf dasselbe zu und stiegen kaltblütig in dasselbe herein. Coelho versuchte durch Zeichen mit ihnen zu verkehren, allein sie verstanden ihn nicht, und nachdem sich diese braunen Bursche die Weißen genau betrachtet hatten, kehrten sie zu ihren Kähnen zurück. Die Expedition lieferte keinerlei wichtige Ergebnisse; nur folgte einer der Kähne mit Eingeborenen dem Boote Coelhos, als dasselbe wieder den Fluß hinunterfuhr, bis zu den Schiffen, und die Wilden waren so unerschrocken und vertraut, daß sie kühn an Bord des „San Raphael“ kamen, sich auf dem Verdeck niederkauerten und hier ausruhten.

Vasco de Gama begegnete ihnen so gastfreundlich, als die Hülfsquellen seines Schiffes es nur irgend erlaubten: er bewirtete sie mit Zwieback, Kuchen und mit frischem Brot, das mit Marmelade (Obstmus) bestrichen war; allein die Wilden wollten diese Leckerbissen nicht eher berühren, als bis sie die Portugiesen hatten davon essen sehen, worauf sie aber mit großem Appetit darüber herfielen, die Speisen gierig hinunterschlangen und sich zornig weigerten, sie mit einander zu teilen.

Vasco de Gama bemerkte, daß diese Eingeborenen — Männer

und Weiber — nicht nur von hellerer Hautfarbe waren, als diejenigen, welche er in der St. Helena- und der San Blas-Bucht getroffen hatte, sondern daß sie sich vor diesen auch durch höheren und kräftigeren Wuchs und durch straffes oder gelocktes Haar anstatt des Wollhaars auszeichneten. Ihre Bewaffnung war jedoch ebenfalls eine ärmliche, denn sie führten statt der Waffen nur einige lange Stöcke, deren Enden im Feuer gehärtet, zugespitzt und mit Fett beschmiert waren und deren sie sich als Wurfspeere (Assageien) bedienten.

Bald sah man ein ganzes Geschwader von Kähnen den Fluß herunter kommen, und als diese in die Nähe der Schiffe gelangten, sprang eine Menge aus denselben auf den Strand und drängte sich gierig heran, um an Bord zu kommen. Sie legten nicht die mindeste Schüchternheit oder Scheu an den Tag und äußerten auch nur geringe Überraschung beim Anblick der Schiffe, woraus Vasco de Gama schloß, daß offenbar nicht zum erstenmal größere Schiffe an dieser Küste erschienen und gelandet waren.

Vasco war zu klug und vorsichtig, um diesen ganzen Haufen auf einmal an Bord kommen zu lassen, und gewährte immer nur zehn Personen zugleich Zutritt. Einige der Wilden hatten Vögel und Obst mitgebracht, welche die Portugiesen nach einigem Zögern annahmen und verkosteten und sehr angenehm und wohlschmeckend fanden, denn namentlich die Vögel waren sehr süß und zart. Vasco erwiderte ihre Artigkeit, indem er die Geber und Gäste mit Wein und Zwieback bewirtete.

Die Wilden erwiesen sich so freundlich und zuthunlich, daß Vasco ihnen gern alles zu Gefallen that, was nur in seinen Kräften stand. So holte er unter anderem auch einen Spiegel herbei, mit welchem er sie beschenkte. Sie hatten offenbar noch niemals einen

solchen gesehen, denn sie stierten verblüfft in denselben hinein, hielten ihm ihre Gesichter vor und brachen in ein schallendes Gelächter aus, als sie die Gesichter darin sich abspiegeln sahen. Der Spiegel ging von Hand zu Hand, denn sie konnten nicht müde werden, in denselben hineinzublicken, und sie riefen ihren Gefährten in den Kähnen offenbar die Kunde von der überraschenden Entdeckung zu. Endlich nahmen sie den Spiegel mit ans Land und schienen von diesem ihnen neuen Wunder so entzückt, wie ein Kind von einer Pfeife.

Vasco hatte durch die Schenkung des Spiegels unverkennbar ihre Herzen vollkommen gewonnen, denn schon nach wenigen Stunden kehrten sie in ihren Kähnen zurück und brachten Früchte und eine große Menge Vögel, welche die Matrosen schlachteten und in der Sonne trockneten, um sie für künftige Speisung aufzubewahren. Die Wilden waren seelenvergnügt, als sie statt Bezahlung einige kupferne und messingne Armbänder, Glöckchen, Schellen und Klappern und weiße Zeuge erhielten; und die Seeleute ihrerseits waren so dankbar für die Vögel und so auf dieselben erpicht, welche ihnen auf der weiten Fahrt noch manchen leckern Schmaus verhießen, daß sie sogar ihre Hemden in Streifen rißen und diese unter ihre braunen Freunde verteilten.

Der Zufall wollte, daß unter der Mannschaft des „San Raphael“ sich ein alter Matrose namens Martin Alongo befand, welcher etwas von der Bantu- oder Banti-Sprache verstand, die an der entgegengesetzten oder westlichen Küste von Afrika gesprochen wird. Er war überrascht, in dem Munde dieser Wilden einige Worte zu hören, welche denjenigen in der Bantu- oder der Kaffern-Sprache sehr ähnlich waren, und als er nun den Versuch machte, sich mit den Eingeborenen in jener Sprache zu unterhalten, ergab sich, daß man sich gegenseitig ziemlich gut verstehen konnte. Die

Wilden teilten ihm jetzt mit, daß sie einige Wegstunden stromaufwärts in Dörfern lebten, wo auch ihr König oder Häuptling wohnte, und luden Martin ein, mit ihnen dorthin zu gehen. Vasco de Gama war sehr vergnügt darüber, daß er auf diese Weise ein Mittel zum Verkehr mit diesen friedlichen und befreundeten Eingeborenen fand; er hieß daher Martin mit den Wilden nach ihren Dörfern gehen und gab ihm nicht nur einen andern Matrosen zur Begleitung, sondern auch eine rote Jacke, ein Paar rote Beinkleider und ein kupfernes Armband mit, um diese als Geschenke von ihm dem König zu überbringen.

Als Martin am andern Tage zu seinen Gefährten zurückkehrte, wußte er ihnen gar nicht genug von seinen angenehmen Erlebnissen zu erzählen. Die Eingeborenen hatten ihn und seinen Begleiter in eines ihrer Canoes (sprich Känûs) genommen, waren schnell mit ihnen stromaufwärts gerudert und hatten ihnen alle möglichen Aufmerksamkeiten erwiesen und die ganze Zeit über freundlich mit ihnen geplaudert. Die Fahrt war durch eine liebliche Gegend gegangen, wo Wald und üppige grüne Felder und Wiesen miteinander abwechselten, und da und dort an anmutigen Hügelhängen vorüber, auf welchen Martin Rinder und Kühe weiden sah, welche allen ihm seither bekannten vollkommen unähnlich waren.

Als er das bedeutendste Dorf der Eingeborenen erreichte, fand er, daß es in lauter niedrigen Hütten aus Strohgeflecht bestand, welche aber in ihrem Innern recht hübsch und behaglich waren. Der Häuptling oder König war Martin entgegen gegangen und hatte ihn mit großer Freundlichkeit und lebhaften Darlegungen seines Wohlwollens bewillkommt, worauf Martin sich beeilte, ihm zur Sicherung und Bestätigung seiner Freundschaft die Jacke, das Beinkleid, die Mütze und das Armband zu überreichen, bei deren Anblick

der König sich vor Freuden wie närrisch geberdete und umhertanzte, dann aber dieselben begierig anlegte. Hierauf stolperte er prunkend in diesem neuen Aufzug unter seinen Unterthanen herum und ging von einer Hütte zur andern, um sich in seinem Putz sehen zu lassen, und erklärte Martin bei der Rückkehr zu ihm, er könne Alles haben, was das Land nur immer liefere.

Martin und sein Gefährte wurden dann in der Hütte des Königs mit einigen köstlichen am Feuer gebratenen Vögeln und einer Art Hirsebrei bewirtet, welche sie sich trefflich munden ließen da sie sehr hungrig waren. Den ganzen Abend hindurch umstand eine Schaar von Eingeborenen die Hütte, um die Fremdlinge anzugaffen, verlor sich aber endlich und ließ die beiden Weißen sich eines gesunden und erquickenden Schlafes erfreuen.

Nach Martins Versicherung waren die Eingeborenen auch mit langen Bogen und Pfeilen, sowie mit Speeren mit eisernen Spitzen bewaffnet, trugen an den Armen und in den Haaren Zierraten von Weißkupfer und in ihren Gürteln eiserne Dolche in Scheiden von Elfenbein und mit zinnernen Griffen. Sie schienen einen Ueberfluß an Salz zu haben, das sie sorgsam verpackt in Kisten aufbewahrten. Gegen ein altes Hemd gaben sie gern eine große Menge Kupfer in Tausch und es drängte sich Martin und seinem Begleiter die Wahrnehmung auf, daß es unter diesen Wilden weit mehr Weiber als Männer gab.

Am folgenden Morgen gab wieder ein ganzes Geschwader von Kähnen dem Martin und seinem Gefährten das Geleite bis zurück zu den Schiffen. Von Anfang bis zuletzt sah und hörte Vasco de Gama von seiten dieser Eingeborenen nur Freundlichkeit, Wahrheit und Großmut und war von ihrem wohlwollenden Gebahren

und Entgegenkommen so entzückt, daß er die Gegend das „Land der guten Leute“ nannte.

Während die Schiffe am Gnadenfluß verweilten, wurden sie aber auch von einem Unfall heimgesucht. Es brach nämlich unter der Mannschaft jene Krankheit der Mundhöhle und des Zahnfleisches aus, welche man Skorbut oder Scharbock nennt und an welcher viele von den Matrosen sehr schwer darniederlagen. Es soll dies auch angeblich das erste Mal gewesen sein, daß man europäische Seeleute von dieser Krankheit befallen sah, welche gegenwärtig auf langen Seereisen so häufig ausbricht, aber nicht mehr so gefährlich und zerstörend ist wie früher, da man ihr nun mit wirksamen diätetischen Maßregeln und Arzneien Einhalt zu thun vermag.

Bevor Vasco de Gama wieder unter Segel ging, verübte er noch einen hochherzigen Gnadenakt, welcher die Herzen aller seiner Untergebenen mit aufrichtiger Freude erfüllte. Sein Bruder Paulo, ein Mann von weichem Gemüt und sanftem gutem Herzen, drang in Vasco mit der Bitte, er solle den Schiffer, den Piloten und die anderen Meuterer, welche noch in Ketten unter Deck verwahrt wurden, begnadigen; und da auch Coelho und die Matrosen dieses Gesuch unterstützten, so ging Vasco darauf ein.

„Wohlan denn, es sei so!“ sagte er; „allein wenn ich nach Lissabon zurückkehre, werde ich jene Männer in Fesseln dem König vorführen, nicht damit sie bestraft werden, sondern nur um zu zeigen, was für Schwierigkeiten sich mir auf dieser Reise entgegen gestellt haben!“

Hierauf ließ er die Gefangenen auf Deck bringen und ihnen die Fesseln abnehmen und redete sie folgendermaßen an: „Ihr seid begnadigt und freigegeben, aber hütet euch ja, wieder der Verräterei in eurem Herzen Raum zu geben. Kleinmut bringt Mißgeschick,

aber Mut überwindet auch die ernstesten Schwierigkeiten. Laßt uns unser Vertrauen auf den allmächtigen Gott setzen und darin bis an das Ende unserer Reise niemals wankend werden!“

Die Matrosen brachen in lauten Jubelruf aus und dankten ihrem Kapitän angelegentlich, und die begnadigten Gefangenen bethätigten ihre Reue und Dankbarkeit dadurch, daß sie sich sogleich mit dem größten Eifer an die Arbeit begaben, als ob sie ihr früheres Mißverhalten wieder gutmachen wollten.

Vasco de Gama errichtete an der Mündung des Gnadenflusses einen steinernen Wappenpfeiler, auf dessen einer Seite das Wappen von Portugal, auf dessen anderer aber eine Ansicht der Erdkugel eingehauen war mit der Inschrift darüber: „Zur Herrschaft von Portugal, dem Reiche der Christen.



Siebentes Kapitel.

Die erste Ahnung der Nähe von Indien.

An einem schönen Morgen ließ Vasco de Gama die Anker lichten und die beiden Caravellen segelten unter einem frischen Landwinde den Strom hinab und in den Ozean hinaus. Nachdem sie noch einige Tage der Küste entlang gefahren waren, gingen die Schiffe abermals vor Anker an der Mündung eines breiten Stromes, welcher heutzutage der Sambesi (Zambese) heißt, von Vasco de Gama aber den Namen des „Flusses der guten Anzeichen" erhalten hatte, woselbst unsere Seefahrer von einem jungen Eingeborenen erfuhren, er sei aus einem weit entfernten Land jenseit des Meeres gekommen, wo er Schiffe so groß wie diejenigen von Vasco de Gama gesehen habe, — ein Land, welches nach Vascos Ansicht kein anderes als Indien sein konnte.

Die Eingeborenen, welche am Fluß der guten Anzeichen das Schiff besuchten, waren ebenso freundlich, zuthunlich und friedfertig als diejenigen, welche man vor kurzem am Gnadenflusse verlassen hatte. Sie waren nackt, mit Ausnahme einer schmalen baumwollenen Binde oder einer Schürze um die Mitte des Leibes, während die Häuptlinge, angesehenere oder vornehme Männer, seidengestickte Taschentücher um und durch ihr Haar wanden und einer von ihnen

sogar eine Nachtmütze von grünem Atlas trug. Manche von den Weibern waren sehr hübsch, trugen aber eine ebenso dürftige Gewandung wie die Männer und hatten sich drei Löcher in die Lippen gebohrt, von welchen blecherne Ringe herabhingen.

Vasco tauschte Spielereien und Tücher mit diesen Eingeborenen um Kupfer und Elfenbein. Er bemerkte an manchen von den Schürzen, welche die Häuptlinge trugen, Spuren von Ocker, was ihn in der Ansicht bestätigte, daß Schiffe aus Indien hier gewesen sein mußten und daß er sich auf dem richtigen Wege nach jenem Wunderlande befinde.

Kurz bevor die beiden Caravellen den Fluß der guten Anzeichen verließen, ereigneten sich zwei Unfälle, von denen der eine die Expedition beinahe ihres unerschrockenen Führers beraubte. Vasco de Gama stand nämlich in einem Boot an der Langseite des „San Gabriel", sprach mit seinem Bruder Paulo und hielt sich an einer der Puttingen (Spannketten) des Schiffs fest, als plötzlich das Boot durch eine starke Strömung unter seinen Füßen hinweg gerissen wurde. Einige Minuten lang hing er auf diese Weise hilflos an den Puttingen und seine Kraft drohte ihn schon zu verlassen, als ein anderes Boot an die Langseite des „San Gabriel" heranfuhr und er an Bord gezogen und gerettet wurde.

Als die Schiffe über die Barre des Flusses fuhren, rannte der „San Raphael" sich fest und schien anfangs von unvermeidlichem Untergang bedroht; allein glücklicherweise wurde das Schiff beim Eintritt der Flut wieder flott, setzte seine Reise fort und hatte, wie sich nun ergab, keine Beschädigung erlitten.

Bevor Vasco de Gama aus dem Fluß der guten Anzeichen wegsegelte, ließ er zwei von den aus der Heimat mitgebrachten Verbrechern hier zurück, mit dem Auftrage, sie sollten die Gegend durch-

forschen und Land und Leute so genau wie möglich kennen zu lernen suchen, und unter dem Versprechen, sie auf der Rückreise mitzunehmen, falls sie dann noch am Leben sein würden.

Voll Genugthuung über den bisherigen Erfolg der Reise und in der Überzeugung, daß er, wenn er auf diesem Kurs fortfahre, binnen kurzer Zeit Indien erreichen müsse, hielt Vasco de Gama es für klug und ratsam, vorerst seine Fahrt der afrikanischen Küste entlang fortzusetzen, welche sich in nordnordöstlicher Richtung hinzog, und den Kurs nicht eher zu verändern, als bis er irgend einen Ort erreiche, wo er zuverlässige Nachrichten über Indien selbst und über den Strich des Kompasses erhalten könnte, auf welchem er unmittelbar über den Ozean nach Indien kommen würde.

Unter der Mannschaft herrschte Zuversicht und guter Mut; alle hatten längst den Gedanken an Umkehr aufgegeben und gingen froh und bereitwillig an ihre Arbeit. Der Pilot des „San Raphael" bat um die Vergünstigung, das Schiff wieder führen zu dürfen, und diese ward ihm gewährt und er wieder in sein Amt eingesetzt. Seit dem Fehlschlagen der Verschwörung hatten die Verbrecher allen Einfluß auf die Mannschaft verloren und mußten sich wohl oder übel bequemen, gehorsam und unterwürfig zu sein. Der Gesundheitszustand der Leute hatte sich gebessert, und alle Aussichten auf die Erfüllung der Aufgabe der beiden Schiffe waren vorhanden.

Eines sonnigen Morgens liefen beide Schiffe unter einem günstigen Winde dahin, kamen rasch von der Stelle und zeigten durch ihre stetige Bewegung, daß die mit ihnen vorgenommene Wiederherstellung eine gründliche gewesen war. Vasco de Gama stand auf dem Verdeck des „San Raphael", schaute neugierig nach der Küste aus und plauderte mit seinen Offizieren, als plötzlich die

Spähwache in den Kreuzhölzern herunterrief: „Ein Segel! Ein Segel gerade vor uns!“

Der Kapitän vermochte kaum seinen Ohren zu trauen, denn wie sollte ein Segel hierher in diese fernen Gewässer kommen? Bisher hatte man bei den Wilden nur rohe Kähne mit Rudern gefunden; sollte man also bereits eine Region erreicht haben, wo die Völker mit der Schifffahrtskunst vertraut waren?

„Ja, ein Segel gerade vor uns,“ bestätigte nun auch der Pilot mit einem lauten Freudenruf. Vasco de Gama eilte an die Seite des Piloten und vermochte nun allerdings in der nebligen Ferne ein Boot mit einem Segel deutlich über die glatte See hinsegeln zu sehen. Er gab sogleich den Befehl, mit aller Geschwindigkeit nach dem fremden Segel hinzusteuern; allein mittlerweile mochten wohl die beiden Schiffe auch von dem Boote bemerkt worden sein, denn dieses begann zu lavieren und nahm einen plötzlichen Schlag in die hohe See hinaus. Der „San Raphael“ verfolgte es zwar bis zum Abend, verlor aber dann in der niedersinkenden Dunkelheit das Boot aus dem Gesicht.

Vasco ärgerte sich zwar darüber, daß es ihm nicht gelungen war, das Boot einzuholen, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß die Erscheinung eines Segels auf die Nähe eines seefahrenden Volkes deute.

Am nächsten Tage, als die Schiffe wieder der Küste entlang fuhren, erspähte einer der Matrosen eine felsige Landspitze, welche sich ins Meer hinaus erstreckte, und seewärts von dieser Landspitze lag eines jener eigentümlichen afrikanischen Küstenfahrzeuge vor Anker, welche man Samboks (Zambuks) nannte. Gerade jenseit der Landspitze aber mündete ein aus den dahinterliegenden Hügeln herabkommender Fluß ins Meer.

Die beiden Schiffe waren kaum der Landspitze gegenüber angelangt, als man ein Canoe von dem Sambok abstoßen und gemächlich nach der Küste rudern sah. Es war also keine Zeit zu verlieren. Vasco befahl einigen seiner Matrosen, sich in ein Boot zu werfen und das Canoe zu verfolgen und womöglich einzuholen, und in der nächsten Minute war das Boot in See und ward rüstig nach der Küste hingerudert. Es währte nicht lange, so wurden die Verfolger im Boot des zuverfolgenden Kahnes deutlich ansichtig und konnten nun sehen, daß dasselbe sieben Mann enthielt, von denen nur vier ruderten. Die Portugiesen holten den Kahn rasch ein, und als sie nur noch wenige Ruten von demselben entfernt waren, sprangen sechs von den sieben Männern ins Meer, schwammen mit kräftigen Schlägen der Küste zu und ließen ihren Gefährten hilflos allein in dem schlingernden und auf den Wellen treibenden Kahn.

Als die Portugiesen an die Langseite des Kahns kamen, fanden sie, daß der auf solch unvermittelte und treulose Weise zurückgelassene Mann kein Neger und kein Kaffer, sondern ein Maure von blaßgelber Gesichtsfarbe und straffem dunklem Haar war. Er trug ein langes hemdartiges weißes Gewand, mit einer seidenen Binde um die Hüften; über seine Schultern hatte er einen kurzen Mantel von farbigem Tuch geworfen, und seine Kopfbedeckung bestand in einem runden Turban aus breiten Streifen von farbigem Seidenzeuge, welcher mit Goldfäden genäht und gestickt war, und von seinem Ohre hing ein Paar kleiner goldener Ohrreife herab.

Der Maure war nur deshalb still im Boot sitzen geblieben, weil er nicht schwimmen konnte. Als die Portugiesen ihn ergriffen und in ihr Boot hinüberhoben, zitterte er vor Angst an allen Gliedern und klapperte mit den Zähnen, ward aber auf der Fahrt nach dem Schiffe allmählich ruhiger. Die Portugiesen durchsuchten auch

den Sambok, fanden aber nichts darin, was des mitnehmens wert gewesen wäre, brachten daher ihren Gefangenen nach dem „San Raphael“ und führten ihn Vasco de Gama vor, welcher ihn mild und freundlich empfing.

Nach einiger Zeit erholte sich der Maure von seinem Schreck und gab Vasco durch Zeichen zu verstehen, er sei der Agent eines großen maurischen Kaufmanns und im Begriff gewesen, eine Ladung Waaren an Bord des Sambok einzuschiffen. Ein afrikanischer Sklave an Bord des „San Raphael“ redete den Mauren in arabischer Sprache an, von welcher dieser aber nur einige Worte verstand; dagegen gab er durch Zeichen zu verstehen, daß weiter nördlich Völkerschaften wohnen, welche diese Sprache redeten.

Vasco de Gama behandelte geflissentlich den Mauren eher wie einen Gast, als wie einen Gefangenen, ließ ihm ein langes rotes Gewand bringen und anlegen und bewirtete ihn mit Zwieback, Kuchen, Oliven und Wein, und der Maure aß herzhaft von allem, was ihm vorgesetzt wurde, nur den Wein ließ er stehen und sich auch durchaus nicht bewegen, ihn zu berühren.

Dawan — so hieß nämlich der Maure, wie sich bald ergab — ward allmählich zutraulich und fühlte sich behaglich; und je mehr Vasco de Gama von ihm sah, desto mehr überzeugte er sich, daß sein Gefangener ein Mann von ungewöhnlichem Verstande, reicher Erfahrung und großer Rechtschaffenheit sei. Er nahm Dawan in seine Kajüte und zeigte ihm die Gewürze, welche er als Muster von Demjenigen mitgebracht hatte, was er zu erhalten wünschte, worauf Dawan ihm zu verstehen gab, er selber sei ein Mäkler und könnte ihm die Gelegenheit verschaffen, einen guten Handel zu machen.

Der Maure war bald im stande, Vasco de Gama einen überzeugenden Beweis von seiner Treue und Ehrlichkeit zu geben. Eines

Tages, als die Schiffe der Küste entlang hinsegelten, wies er eifrig auf einige Untiefen und Sandbänke vor den Schiffen hin und gab den Piloten durch Zeichen zu verstehen, sie sollten dieselben umfahren und so die Gefahr vermeiden, auf denselben zu stranden. Dies waren, wie sich nun ergab, die Untiefen von Sofala. An dem gleichnamigen Flusse fuhr man in der Nacht vorüber und die Portugiesen bekamen ihn nicht zu Gesicht, obgleich Dawan sich alle Mühe gegeben hatte, ihnen durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß sie in der Nähe der Mündung eines großen Stromes seien.

Einige Tage später entdeckten sie in geringer Entfernung vor sich ein anderes Segel, und diesmal nahm Vasco de Gama sich vor, dasselbe nicht entwischen zu lassen. Der „San Raphael“ lavierte daher seewärts, schnitt das fremde Fahrzeug von der hohen See ab, und dasselbe ward bald eingeholt.

Es war ein Sambok, und zum Erstaunen der Portugiesen machten die an Bord Befindlichen gar keinen Versuch zu entkommen, sondern bewillkommeten die Matrosen, welche zum Entern des Sambok ausgesandt worden waren, und zwei Kaffern erklärten sich freiwillig bereit, mit den Portugiesen an Bord des „San Raphael“ zurückzukehren. Kaum aber hatten die beiden Fremdlinge das Verdeck betreten, als Dawan, welcher sie augenblicklich erkannt haben mochte, freudig ausrief, es seien Kaffern aus Mosambik (Mozambique).

Am Bord von Paulo de Gamas Caravelle befand sich zufällig auch ein (sogenannter) Kaffer von der Küste von Guinea, welchen man sogleich herbeiholte und der, wie sich nun ergab, sich den beiden Kaffern aus Mosambik verständlich machen konnte. Er erfuhr von diesen, daß der Sambok, welcher beigedreht hatte, nun ruhig stille lag und die Rückkehr seiner beiden Leute erwartete, mit Guano oder verrottetem Vogelmist beladen war, von welchem sich beträchtliche

Lager auf einigen benachbarten Inseln befanden, und daß sie im Begriff waren, denselben nach Cambay zu bringen, wo man sich desselben zum Färben von Tuchen bediente.

Auch Dawan vermochte sich — wie man nun fand — mit den beiden Kaffern einigermaßen zu unterhalten und teilte Vasco de Gama nun mit, was er von ihnen erfahren hatte. In einiger Entfernung von ihnen schien zwar eine große Stadt zu liegen, welche einen ausgedehnten Handel mit allen möglichen Waaren betrieb; aber sie waren auf dem Wege nach Cambay, einem großen Königreich und einem namentlich an Gewürzen und Spezereien reichen und fruchtbaren Lande. Dawan riet Vasco, ein scharfes Auge auf den Sambok zu haben und die Kaffern zu veranlassen, daß sie die Schiffe sicher durch die in dieser Region häufigen Untiefen steuerten, und Vasco hieß daher die Kaffern nach ihrem eigenen Fahrzeug zurückzukehren und mit demselben voranzusegeln, so daß sie mittelst Laternen, mit welchen er sie versah, Zeichen geben konnten, sobald man sich in der Nacht den Untiefen näherte.

Unterdessen bethätigte Vasco seine Dankbarkeit gegen Dawan dadurch, daß er ihn mit dem Besten bewirtete, was nur an Bord zu finden war, und versicherte ihn, daß er für seine Treue und seine guten Dienste reichlich belohnt werden würde.

Gegen Ende März liefen die Schiffe, welche immer in dem Kielwasser des Sambok folgten, in den Kanal ein, welcher zwischen der Insel Madagaskar und der afrikanischen Küste verläuft. Hier stießen sie bald auf eine ganze Menge kleiner Eilande, mit denen das Meer förmlich besäet war und von denen die einen einen Anflug von Pflanzenwuchs und viele Bäume, die anderen nur kahle Felsen oder unfruchtbare Sande und Kiesbänke zeigten.

Eines Abends entdeckte Vasco de Gama vier Inseln, von denen



zwei dicht an der Küste und zwei andere weiter seewärts lagen. Kaum war man dieser ansichtig geworden, so sah man auch von einer der dicht unter der Küste liegenden Inseln mehrere Kähne abstoßen und gerade auf die Schiffe der Portugiesen heranrudern. Und als diese Kanoes in die Nähe des „San Raphael" kamen, vermochte man zu erkennen, daß die darin befindlichen Männer zwar sehr dunkelhäutig, aber nicht so schwarz wie Neger waren. Sie trugen als Kopfbedeckung baumwollene bunte Tücher, von denen manche mit Goldfäden gestickt waren, um das Haar gewunden, und waren mit Röcken von gestreiftem Baumwollzeuge bekleidet, die bis zum Knie reichten und um die Hüften mit einer farbigen Schärpe zusammengehalten waren; und Vasco bemerkte mit einiger Genugthuung, daß alle diese Männer Dolche, Säbel und Schwerter trugen, — ein deutlicher Beweis, daß sie in einem Handelsverkehr mit zivilisierten Völkern standen.

Diese Leute waren Mauren, wie sich nun herausstellte; sie kamen so vertrauensvoll auf Deck, als hätten sie alte Freunde getroffen, und ließen sich die ihnen vorgesetzten Fleischspeisen und Weine ohne Zögern und Bedenken trefflich munden. Durch den Mauren Dawan, welcher sich über diese Begegnung mit seinen Landsleuten sehr zu freuen schien, erfuhr Vasco zu seiner angenehmsten Ueberraschung, daß die Insel, auf welcher sie wohnten, Mosambik heiße und eine große und blühende Stadt aufweise, welche mit den Mauren von Indien in einem lebhaften Handelsverkehr um Silber, Leinwand, Perlen, Rubinen, Pfeffer, Ingwer und dergl. stehe. Hier hatte unser kühner Seefahrer also doch einen Ort erreicht, wo er sich ohne Zweifel genauen Bescheid über die Entfernung, die ihn noch von Indien trennte, und über den Weg, auf welchem dieses zu erreichen war, verschaffen konnte. Es war ihm, als sei er bereits



auf dem Punkte, das ruhmreiche Ziel seiner langen und mühsalvollen Reise zu erreichen.

Die Mauren ergingen sich in den eifrigsten Freundschaftsbeteuerungen und erboten sich, die Schiffe in den Hafen von Mosambik hineinzulotsen, und Vasco de Gama nahm dieses Anerbieten an: die Kähne ruderten voraus, und die portugiesischen Schiffe und der Sambok folgten in ihrem Kielwasser. Die großen Segel wurden eingerefft und die Schiffe liefen bald unter ihren Fock- und Besansegeln in den tiefen und wohlgeschützten Hafen ein.

Der Anblick, welcher sich Vasco und seinen Leuten nun darbot, erfüllte sie mit Staunen und Neugierde, denn sie vermochten deutlich über die ganze Insel hin, welche hügelig, bewaldet und in üppigen Laubschmuck gekleidet erschien, die allenthalben zerstreuten niedrigen, aber hübsch aussehenden strohgedeckten Häuser der einheimischen Kaufleute zu unterscheiden.

In geringer Entfernung vom Strande der Insel lagen im Hafen vor Anker die seltsam aussehenden Schiffe, in welchen die Mauren von Mosambik ihre Waren nach Sofala und vielleicht sogar nach Indien selbst führten und dafür die Seidenstoffe, Juwelen und köstlichen Gewürze des Morgenlandes zurückbrachten.

Vasco bemerkte, daß diese Schiffe gar keine Verdecke hatten, daß die Planken derselben nicht mit Nägeln befestigt waren, sondern durch dicke Stricke (aus den Fasern der Rinde der Kokospalme, wie man später erfuhr) zusammengehalten wurden. Die Segel derselben, groß, plump und von schlotterigem Aussehen, bestanden aus Matten von zusammengeflochtenen Palmblattstreifen. Allein Vasco erfuhr auch, daß die maurischen Schiffer in diesen Fahrzeugen sich dagegen in Wirklichkeit feiner Kompasse und Quadranten bedienten, die in Genua verfertigt worden seien, und daß sie sogar

Seekarten hätten, um darnach ihren Kurs über den Ozean zu nehmen.

Dem ganzen Gestade und Strand entlang hatten sich Haufen von Männern, Weibern und Kindern, viele in seidenen Gewändern und mit silbernen Zierraten geschmückt, versammelt, welche neugierig die fremden Schiffe betrachteten und sich gegenseitig zeigten oder ihre Ansichten darüber austauschten.

Vasco sandte die Kaffern, welche er samt ihrem Sambok zu seiner Begleitung mitgenommen hatte, ans Land, und diese kehrten bald wieder zurück und brachten einige Kokosnüsse und zwei Hühner, welche die Mauren ihnen als Beweis ihrer freundlichen Gesinnung mitgegeben hatten. Die Kaffern wurden nun wieder zurückgeschickt, um etwas Zwieback und Kuchen unter die Leute am Strande auszuteilen, welchen diese Speisen sehr zu munden schienen.

Als Vasco fand, daß Dawan die Eingeborenen von Mosambik ganz gut verstand, erachtete er es für geraten, daß auch Dawan die Stadt besuchen soll. Coelho brachte ihn daher in einem Boote hinüber, und als sie in seichtes Wasser kamen, sprang Dawan gewandt über Bord und watete ans Ufer.

Der Maure blieb lange aus und Vasco begann schon zu befürchten, es könnte Dawan ein Unglück zugestoßen oder er könnte treulos geworden sein. Allein nach einigen Stunden kehrte er gesund und wohlbehalten an Bord des „San Raphael" zurück und berichtete nun ohne Verzug Vasco de Gama Alles, was ihm auf der Insel begegnet war.

Kaum war er ans Land gestiegen gewesen, so sah er sich von dem Volk umringt, welches mit Fragen aller Art auf ihn einstürmte: woher diese Schiffe kämen? wohin sie führen? wer die weißen Leute in denselben seien? u. dergl. m. Nachdem Dawan

diese Fragen bestmöglich beantwortet hatte, ward er nach dem Hause des Schech oder Statthalters geleitet, welcher anscheinend im Namen des Königs von Quiloa zu Mosambik regierte und Dawan freundlich und herzlich empfing. Dawan teilte dem Schech nun mit, wo die Portugiesen seien und wohin sie gingen, und der Schech seinerseits belehrte Dawan, daß beinahe die ganze Bevölkerung von Mosambik aus Mauren bestehe, welche zumeist einen lebhaften Handel trieben, nicht allein in Gewürzen und Stoffen, sondern auch in Gold, Elfenbein, Honig, Wachs u. s. w. Er fügte noch bei, er hätte sehr große Lust, die Schiffe der Fremden zu besuchen, ließ dann Dawan einige Kokosnüsse, Hühner, Feigen, Schaffleisch und dergl. geben und bat ihn, mit diesen Geschenken für den Kapitän nach den Schiffen zurückzukehren und jenem zu sagen, daß der Schech ihm einen Besuch abstatten werde.

Vasco de Gama beeilte sich natürlich, das freundliche Entgegenkommen des maurischen Statthalters zu erwidern. Er sandte Dawan zurück mit der Versicherung, daß der Schech jederzeit, wann es ihm beliebe an Bord zu kommen, sehr willkommen sein werde, und daß den Portugiesen sehr viel daran liege, sich seiner Freundschaft zu versichern und mit ihm zu handeln, da sie Fremdlinge aus einem fernen Lande seien; und gleichzeitig trug Vasco natürlich auch Sorge, dem Schech einige Geschenke zuzuschicken, worunter eine rote Mütze, einige schwarze Glasperlen, Korallen, messingene Schüsseln und Glocken, Kleider u. s. w.

Als Dawan gleichzeitig mit Vascos Botschaften diese Geschenke dem Schech überreichte, betrachtete der braune Gewalthaber sie mit verächtlichem Blick und fragte Dawan: warum ihm der Kapitän nicht einiges scharlachrote Tuch geschickt habe. Dawan erwiderte, es

sei keins an Bord und lud dann den Schech zu einem Besuch auf den Schiffen ein.

„Wohlan denn, kehr zu dem Kapitän zurück," erwiderte der Schech, „und sag ihm, daß ich diesen Nachmittag kommen und ihm einen Besuch abstatten werde."

Dawan eilte nach den Schiffen zurück und überbrachte Vasco die Antwort das Statthalters, und Vasco gab nun den Befehl, daß man alsbald die umfassendsten Vorkehrungen treffe, um eine solch wichtige Person in einer seinem Stand und seiner Würde entsprechenden Weise zu empfangen.

Der Schech Saconja hielt Wort, denn kaum hatte Vasco de Gama zu Mittag gespeist, so brachte ihm einer der Matrosen die Nachricht, daß mehrere Boote vom Lande stießen und in einem derselben prächtig gekleidete Mauren zu erkennen wären. Der „San Raphael" war zum Empfang der Gäste prächtig herausgeputzt; Flaggen und Wimpel flatterten von Mast und Takelwerk; das Verdeck war mit schönen Teppichen belegt und mit einem hübschen Zeltdach überspannt, unter welchem Stühle und Bänke aufgestellt waren. Auf Vascos Befehl mußten alle Kranken und Siechen unter Deck bleiben und die übrige Mannschaft sich bewaffnen, falls die Mauren etwa Zeichen verräterischer Absichten oder Gelüste zeigen würden.

Paulo de Gama und Nicolau Coelho hatten sich an Bord des „San Raphael" begeben, und sämmtliche drei Kapitäne erschienen in reicher Tracht mit kostbaren Samtmänteln und Baretts mit Federn, stellten sich auf dem Hinterdeck auf und erwarteten die Ankunft des Schechs. Die Kähne näherten sich rasch dem Schiffe und Vasco de Gama vermochte bald zu ermitteln, daß das Fahrzeug, welches den Schech trug, eigentlich eine Art Floß war, hergestellt aus zwei zusammengebundenen und mit einer Plattform aus darüber

gelegten Planken versehenen und mit einem Zeltdach überspannten Kähnen. Unter dem Zeltdach saß der Schech auf einem niedrigen mit reichem Seidenstoff überzogenen Schemel und bei ihm waren zehn andere anscheinend vornehme Mauren.

In dem Augenblick, wo die maurischen Boote an der Langseite des „San Raphael" anfuhren, begrüßten die Trompeten sie mit einer schmetternden Fanfare und die Matrosen halfen nun dem braunen Würdenträger und seinen Gefährten an Bord steigen, wo ihnen die beiden Gamas entgegentraten und sie herzlich bewillkommneten. Da Paulo de Gama der ältere der beiden Brüder war, so hielt der Schech ihn irrtümlich für den Befehlshaber des Geschwaders, ergriff dessen Hand, legte sie zum Beweis der Hochachtung auf seine Brust und sprach einige halblaute Worte, welche die Kapitäne natürlich nicht verstanden. Der Schech ward dann unter das Zelt geführt und ihm ein Stuhl angeboten, welcher mit einem schönen Teppich belegt war, während seine Begleiter dahinter auf einer langen Bank Platz nahmen. Vasco und Paulo setzten sich hüben und drüben von ihrem Gaste, hinter sich den Mauren Dawan, welcher den Dolmetscher machen sollte, da er einstweilen schon soviel Portugiesisch aufgeschnappt hatte, um sich mit Vasco und seinen Leuten etwas unterhalten zu können.

Anfangs schwiegen beide Teile, der Schech um sich keck und neugierig umzuschauen, als ob er noch nie zuvor ein solches Schiff gesehen hätte, die Portugiesen, um ihre Gäste mit Muße zu betrachten. Schech Saconja war ein schlanker hochgewachsener Mann von dunkler Hautfarbe, angenehmen Zügen und gewandtem Benehmen, mit großen schwarzen Augen und einem langen schwarzen Vollbart. Seine Kleidung bestand in einer langen Jacke von gefälteltem rotem Samet, einem mit Gold- und Silberspitzen besetzten

blauen Mantel, weißen Pluderhosen bis zum Knie, um die Hüften zusammengehalten von einer breiten seidenen Schärpe, worin ein Dolch mit silbernem Griff steckte, und als Kopfbedeckung in einem ungeheuren bunten seidenen Turban, welcher mit goldenen Schnüren und Spitzen verziert war. Seidene Schuhe und ein Säbel mit silbernem Griff und silberner Scheide, welchen er in der Hand trug, vervollständigte seinen Aufzug, der bei dem würdevollen Benehmen Saconjas den Portugiesen sehr imponierte. Auch die vornehmen Mauren, welche mit ihm gekommen und alle mehr oder minder reich gekleidet und schöne Männer waren und von denen mehrere eine ziemlich helle Hautfarbe hatten, machten einen würdevollen Eindruck. Zur Begleitung des Schechs gehörten auch einige Musiker, welche Trompeten oder Hörner aus Elfenbein und andere merkwürdige Instrumente in den Händen trugen, mit welchen sie den Fremden aufspielen wollten.

Nachdem Saconja sich das Schiff und seine Bemannung genugsam betrachtet hatte, ließ er sich mit den Portugiesen in ein Gespräch ein, welches Dawan verdolmetschte und das sich im wesentlichen um die Fragen handelte: ob sie fremde Kaufleute und aus welchem Lande sie seien und in welcher Absicht sie herkämen? Er hatte sie, wegen ihrer weißen Hautfarbe, für Türken gehalten und erhielt nun den Bescheid, sie seien Portugiesen, Unterthanen eines der vornehmsten Könige der Christenheit, und in der Absicht gekommen, gegen ihre mitgebrachten Waaren andre einzutauschen und den Weg nach Indien zu suchen, welchen ihnen jedoch ihre Lotsen nicht zeigen konnten. Und als der Schech hierauf nach den Waaren fragte, welche sie suchten, und Vasco ihm Pfeffer, Zimt, Ingwer und ähnliche Gewürze zeigen ließ, winkte Saconja seinen Begleitern lächelnd zu und meinte, diese Waaren fänden sie zu Mosambik in Menge und könne

er ihnen auch Lotsen verschaffen, die ihnen die Länder zeigten, wo sich noch deren mehr finden ließen. Auf die Frage, was für Waaren die Portugiesen zum Tausch mitgebracht hätten, zeigte man ihm Gold- und Silbermünzen, die ihm wohlgefielen, und er meinte, um dieses Geld könne man alles in der Welt kaufen.

Saconja ließ sich nun einige Stücklein auf den Trompeten vorblasen und verlangte die Waffen der Fremdlinge zu sehen, wovon man ihm Schwerter, Dolche, Lanzen, Hellebarden, Rüstungen, Armbrüste und Bolzen zeigte, welche er alle mit der größten Neugier und Bewunderung betrachtete und untersuchte. Er verlangte dann auch ihre Gesetzbücher zu sehen, erhielt aber den Bescheid, daß Vasco keine solchen mitgebracht habe, weil sie zur See unnütz seien.

Vasco erlaubte sich nun auch eine Reihe von Fragen an den Schech zu richten, z. B. wie weit es von Mosambik nach Indien sei? wo man das Land des Priesters Johannes finden kann, u. dergl. m., und erhielt den Bescheid: nach Indien rechne man eine Entfernung von neunhundert Seemeilen und das Land des Priesters Johannes liege gegen Mitternacht und weit landeinwärts, u. s. w.

Hierauf wurde den Gästen ein Imbiß von den besten Weinen und Speisen, welche man an Bord hatte, vorgesetzt, dem sie mit großem Appetit zusprachen und wovon sie sehr heiter und gesprächig wurden. Die Mauren blieben bis zum Sonnenuntergang und kehrten dann, offenbar sehr befriedigt von allem, was sie gesehen und gehört hatten, vom Bord des „San Raphael“ wieder nach ihrer Insel zurück, nachdem Saconja unter vielen Freundschaftsbeteuerungen Vasco zwei Lotsen zu senden versprochen hatte, welche ihn wohlbehalten an sein Reiseziel bringen würden.

Die Stadt Mosambik bestand außer der Wohnung des Schechs und einer Moschee, welche Lehmwände und Bleidächer hatten, nur

aus ärmlichen Hütten mit Strohdächern und lag auf einer niederen sumpfigen Insel, war daher sehr ungesund, wie sich auch später erwies, als die Portugiesen hier eine ihrer Hauptniederlassungen gründeten, um auf ihren Reisen nach und von Indien hier anlegen zu können, wobei die europäischen Ansiedler eine große Sterblichkeit erfuhren.

Am folgenden Tag schickte Vasco den Mauren Dawan ans Land mit einigen Geschenken für den Schech, worunter einige Stücke Atlas, zwei rote Wollmützen, fünf flandrische Messer von feinem Stahl und ein Geldgeschenk für die Lotsen, welche der Schech ihm versprochen hatte. Dawan erhielt ferner den Auftrag, einige Kühe und Schafe und sonstige Lebensmittel, welche irgend zu haben waren, aufzukaufen. Dawan brachte aber nur die beiden Lotsen mit, welche jeder für die Reise dreißig Metikel Gold (etwa 60 Mark) und einen Kaftan von Scharlachtuch verlangten, welche ihnen auch bewilligt wurden; doch mußte den Lotsen auf ihr Verlangen das Geld vorausbezahlt werden, wogegen Vasco die Bedingung stellte, daß immer einer von ihnen an Bord bleiben müsse, wenn der Andere ans Land gehe. Die beiden Lotsen wurden behaglich im Vorkastell untergebracht und mit der größten Freundlichkeit behandelt, denn Vasco ahnte damals noch nicht, mit welchem Verrat sie seine Gastfreundschaft vergelten würden. Hinsichtlich der Lebensmittel aber berichtete Dawan, daß er nur etwas Getreide habe auftreiben können, dagegen erfahren habe, daß man sich weiter hin an der Küste Schafe, Kühe u. s. w. leicht verschaffen könne.

Als Dawan hierauf am folgenden Tage wiederum ans Land ging, um seine Einkäufe zu machen, nahm Schech Sacoeja ihn in seinem Haus beiseite und holte ihn über die Portugiesen, ihre Kopfzahl an streitbaren Männern, ihre Bewaffnung, ihre Zwecke u. s. w.

in einer Weise aus, welche Dawan verdächtig war, um so mehr, als Saconja ihm auftrug, den Kapitän zu einem Besuch am Lande und zur Ausschiffung der Kranken und Siechen einzuladen, für deren Pflege er sorgen wolle. Dawan teilte bei seiner Rückkehr dem Kapitän seinen Argwohn mit und bat ihn auf seiner Hut zu sein, welche Warnung Vasco dankbar annahm. Mit den Kähnen, welche die gekauften Lebensmittel vom Lande herüber brachten, kamen eines Tags auch drei Abessynier aus dem Lande des Priesters Johannes, mit welchen sich Vasco durch seinen Dolmetscher Fernao Martins unterhielt; da aber diese Leute teils unwissend waren, teils wegen der Verschiedenheit des arabischen Dialekts, welchen sie sprachen, den Dolmetscher nicht verstanden, so konnte Vasco nicht viel Zweckdienliches erfahren. Dagegen warfen sich diese drei abessynischen Christen in Gegenwart der Muhamedaner vor dem Bilde des Erzengels Gabriel auf dem Verdeck des Admiralschiffes andächtig nieder, und dies entflammte in dem türkischen Schech den vollen Christenhaß des Moslim und stärkte ihn und seine Ratgeber in dem Entschluß, die ungläubigen Fremdlinge zu überfallen, sich der kostbaren Waaren und Waffen, der Schiffe und der Geldreichtümer derselben zu bemächtigen und die Fremdlinge zu erschlagen.

Saconja ließ in aller Stille vier maurische Schiffe, welche im Hafen vor Anker lagen, zum Angriff auf die beiden portugiesischen Schiffe bereit machen, und sammelte die Mauren in der Stadt um sich, um sie zu einem Überfall der fremden Fahrzeuge zu veranlassen. Glücklicherweise ward Vasco de Gama durch Dawan von diesem boshaften Anschlag in Kenntnis gesetzt; da er sich aber keine Feinde an dieser Küste machen und keinen üblen Ruf in diesen Gegenden zurücklassen wollte, wäre er am liebsten sogleich weiter gesegelt, wenn er nicht genötigt gewesen wäre, zuvor frisches Wasser

einzunehmen. Da er aber nicht wußte, wo die fließenden Gewässer waren, in denen man Wasser schöpfen konnte, und andererseits sich auf einen Angriff gefaßt machen mußte, sobald er sich dem Ufer nähere, so hielt es Vasco für das Geratenste, es zuerst in Güte mit dem Schech zu versuchen und erst dann, wenn dieser Versuch mißglücke, ein wohlbewaffnetes Boot zum Wassereinnehmen auszusenden.

Dawan ward zum dritten Mal ans Land geschickt, um den Kapitän zu entschuldigen, daß er Saconjas Einladung nicht annehmen könne, weil er von König Manuel die ausdrückliche Weisung habe, sein Schiff in keinem andern Lande zu verlassen als in demjenigen, zu dessen Auffindung er ausgeschickt sei, und um den Schech zu befragen, wo man am besten Wasser einnehmen könne. Auf letztere Frage bezeichnete Saconja eine Stelle an der Küste, wo die Portugiesen unfehlbar in einen Hinterhalt der Mauren gefallen wären, und Dawan kehrte nun mit einem neuen Beweis von der Hinterlist und den bösen Absichten des Schechs nach dem Schiffe zurück.

Jetzt blieb Vasco da Gama nichts anderes übrig, als eine gut bewaffnete Abteilung in einem Boote nach der Küste zu schicken, damit sie einen Fluß aufsuche, was allerdings mit einem großen Wagnis verbunden, aber unvermeidlich war, weil man um jeden Preis Wasser bekommen mußte. Coelho erbot sich, diese Expedition zu führen, rüstete das Boot aus, bemannte es mit zehn Matrosen und zwölf Armbrustträgern und bewaffnete es mit zwei kleinen Kanonen. Einer der vom Schech gesandten Mauren sollte mitgenommen werden, um das Boot nach einem geeigneten Flusse zu führen, und Coelho versprach, denselben scharf im Auge zu behalten, damit er keine Verräterei treiben, noch Zeichen nach dem Lande geben könne.

nahmen mehrere Mauren und Neger mit, welche den Portugiesen in die Hände gefallen waren. Beim Auslaufen geriet der „San Raphael“ zwar auf eine Sandbank, ward aber durch die vereinten Bemühungen der Mannschaften beider Schiffe wieder flott gemacht, ehe die Mauren aus diesem Unfall Vorteil ziehen konnten.

Bevor wir Vasco de Gama auf seiner Weiterreise begleiten, wollen wir noch in Kürze erzählen, wie es dem zwangsweise nach Mosambik geschickten Strafgefangenen Joao Machado erging. Weit entfernt ihn enthaupten zu lassen, behielt der Schech ihn im Hause, behandelte ihn gut und unterhielt sich oft mit ihm, da Machado ein wenig Arabisch verstand. Dieser wußte sich allmählich bei dem Schech in Gunst zu setzen und erhielt die Erlaubnis, unangefochten in Mosambik zu bleiben, so lange es ihm gefalle. Als der „San Raphael“ auf den Grund geriet, benützte ein anderer Strafgefangener namens Rodriguez, einer von Machados Freunden, die Gelegenheit, während der Verwirrung vom Schiffe zu entfliehen und ans Land zu schwimmen, wo er Machado aufsuchte und von diesem und dem Schech freundlich aufgenommen wurde. Nach längerem Aufenthalt in Mosambik starb Rodriguez daselbst und sein treuer Freund beerdigte ihn mit der Erlaubnis des Schech am Ende der Insel und pflanzte ihm ein rohes Kreuz auf das Grab. Da Machado sich bald geläufig in der Sprache der Mauren ausdrücken lernte und ein Mann von stattlichem Aussehen, angenehmen Manieren und vielem Verstande war, so machte er sich bei dem Volke ebenso beliebt, wie bei dem Schech. Er erzählte den Mauren, wie reich und mächtig der König von Portugal und wie fest entschlossen er sei, so lange Flotten nach Indien zu schicken, bis er es erobert habe, worauf der Schech sich eines Andern besann und sich vor-

nahm, seinen Mißgriff so bald als möglich wieder gut und die Portugiesen sich zu Freunden zu machen. Machado reiste später an der ganzen Küste herum von Land zu Land und kam zuletzt auch nach Indien; er trieb Handel, wurde reich und erwarb sich die höchste Achtung von seiten der Mauren, unter denen er lebte.



Achtes Kapitel.

Vasco de Gama erreicht Mombaza.

Der Wind war anfangs den Caravellen gar nicht günstig, so daß sie nach einer Fahrt von kaum einer Seemeile von Mosambik bei einer kleinen unbewohnten Insel, San Jorge, wieder vor Anker gingen. Vasco de Gama ließ hier landen, einen Altar errichten und Messe lesen, Beichte abnehmen und am folgenden Tage, einem Sonntag, das heilige Abendmahl reichen, was auf seine aufgeregte und unzufriedene Mannschaft einen beruhigenden Eindruck machte.

Nach einem mehrtägigen Kampf mit widrigen Winden und einer heftigen widrigen Strömung, welche die Schiffe sogar vier bis fünf Seemeilen südwärts vom Kap Mokamba zurückgetrieben hatten, und nachdem er mit Hilfe der mitgenommenen Mauren und Neger sich auch frisches Wasser verschafft hatte, ehe der Schech die Brunnen besetzen ließ, setzte Vasco de Gama seine Reise der Küste entlang fort. Er war nämlich einigermaßen in Verlegenheit, ob er sich dicht an die Küste halten oder kühn in die hohe See hinausfahren und nach Indien steuern sollte, denn von dem ersten maurischen Lotsen und einem zweiten, den ihm der Schech zum Ersatz für den entlaufenen gesandt hatte, konnte er nur wenig Belehrung erhalten, und an das, was er erfuhr, konnte er nicht glauben. Der

letzte Lotse hatte einen tötlichen Haß auf die Portugiesen geworfen, da man ihn in Fesseln gelegt und später ausgepeitscht hatte, weil er die beiden Schiffe zwischen eine Inselgruppe, etwa 60 Seemeilen nördlich von Mosambik, geführt und diese für eine Landspitze ausgegeben hatte, um die Schiffe hier Schiffbruch leiden zu lassen. Dafür ließ Vasco ihn auspeitschen und nannte diese Eilande die Insel des Gepeitschten, Ilhas do Azoudato. Dieser Lotse trug sich nun dafür mit dem teuflischen Plane, die beiden Schiffe womöglich ins Verderben zu führen. Er erzählte Vasco von einer Stadt Kiloa (Quiloa), welche wenige Tagereisen weiter nördlich an der Küste gelegen und halb von Mauren, halb von Christen bewohnt sei. Letzteres war erlogen, denn die Stadt Kiloa war wohl vorhanden, aber keine Christen in ihr ansässig, und der tückische Lotse wollte Vasco nur nach Kiloa locken, um dort die Mauren gegen ihn aufzuhetzen und Rache an den Portugiesen zu nehmen. Dawan aber, welcher den Lotsen genau beobachtete und dem Kapitän treu ergeben war, warnte Vasco dringend, ja nicht in Kiloa anzulegen, sondern dem Lotsen in allen Stücken zu mißtrauen. Hierauf ließ Vasco den Lotsen rufen und erklärte ihm rundweg, wenn den Schiffen irgend ein Unfall zustoßen oder sie auflaufen würden, so lasse er ihm beide Augen ausstechen.

Dies half; die beiden Schiffe kamen, von der Meeresströmung fortgetrieben, in der Nacht vor Kiloa vorüber, aber ein heftiger Wind sprang auf und warf die Schiffe so sehr hin und her, daß sie kaum ihren Kurs halten konnten, und als sie endlich so gut wie möglich auf ihrem Striche steuerten, geriet eines Morgens vor Tag Paulo de Gamas Schiff, der „San Gabriel," plötzlich auf eine Sandbank, welche ungefähr sechs Meilen von der Küste hinlief. Paulo beeilte sich, seinem Bruder Notsignale zu geben, und dieser

steuerte auch unverweilt heran um Hilfe zu bringen. Vasco bemerkte zu seinem Vergnügen, daß es tiefe Ebbe war, und glaubte zuversichtlich, das Schiff werde mit dem Eintritt der Flut wieder flott werden. Bei Tagesanbruch lag der „San Gabriel" auch ganz trocken auf der Sandbank und gleich darauf kamen einige Mauren in einem Kahn zu den Schiffen herangerudert und brachten süße Orangen zum Verkauf, welche den Portugiesen sehr willkommen waren. Diese Mauren versicherten Vasco, daß dem Schiff keine Gefahr drohe, weil es mit der hohen Flut von selbst wieder flott werden würde, und das war denn auch der Fall, sodaß die beiden Caravellen ihre Fahrt fortsetzen konnten, und mehrere von diesen Mauren mit nach dem benachbarten Hafen Mombasa nahmen, wo sie auf Anraten des Lotsen landen sollten, weil die Stadt Mombasa (heutzutage Mombas) einen guten Hafen habe und nur von Christen (Abessyniern) und Indiern bewohnt sei.

Am 7. April langten die beiden Schiffe auf der Höhe von Mombasa an. Die Stadt liegt im Hintergrunde einer kleinen, durch mehrere Flußmündungen gebildeten und von zwei Landspitzen eingeschlossenen Bucht, auf einer Koralleninsel, unter 4,4 Grad südl. Breite, sodaß man sie nicht eher gewahr wird, als bis man in die Mündung der Bucht einläuft; aber sie hat den besten Hafen an der ganzen Küste. Vasco bemerkte dies alsbald und ebenso auch daß die Stadt malerisch auf dem Gipfel und den Abhängen eines Felsenhügels liegt, daß viele der Häuser gut gebaut und von Stein waren, daß die Umgebungen eine reiche Mannigfaltigkeit der Landschaft, Baumgärten voll Orangen, Limonen, Zitronen, Feigen, Granatäpfeln u. s. w., fette Wiesen und Weidengründe mit weidenden Heerden von Rindern und Schafen zeigten. Da aber die Stadt nur über einige Untiefen zu erreichen und Vasco im Zweifel war,

ob er auch von dem Herrscher und der Bevölkerung von Mombasa freundlich aufgenommen werden würde, so ging er in einiger Entfernung von der Insel vor Anker.

Von den an Bord des „San Gabriel“ aufgenommenen Mauren hatte er mancherlei über die Stadt erfahren: daß sie einen guten Hafen und einen lebhaften Handel namentlich in Honig, Wachs und Elfenbein mit der benachbarten Küste habe, daß sie vorherrschend von Mauren von hellerer und dunklerer Färbung bewohnt, daß die Einwohner reich und gut gekleidet seien, besonders die Frauen, welche meist in Seide gekleidet gingen; daß die Häuser von innen so hübsch als von außen, die Straßen breit und von schmuckem Ansehen seien, und daß man in der Stadt, welche von einem eigenen unabhängigen König regiert werde, Lebensmittel aller Art, vornehmlich Reis und Hirse, in Hülle und Fülle, und ebenso auch viele Christen finde, welch letzteres übrigens unwahr war.

Aus allen diesen Gründen war Vasco de Gama sehr begierig, mit Mombasa in Verkehr zu treten, sich den König zu befreunden, mit ihm in Tauschhandel zu treten und womöglich den besten Weg nach Indien zu ermitteln, wohin zu kommen es ihn immer mehr verlangte. Leider aber sollte er hier wiederum nur derselben Hinterlist und Verräterei begegnen, welche seinen Verkehr mit den Bewohnern der afrikanischen Küste so oft bezeichnet hatten. Der heimtückische Schech Saconja von Mosambik hatte nämlich bereits einige schnellsegelnde Schiffe nach Mombasa vorausgeschickt, um den König zu verwarnen, daß die Portugiesen Christen seien, und der König von Mombasa war bereits entschlossen, den Fremdlingen, falls sie zu ihm kommen würden, einen schlimmen Streich zu spielen, zu welchem Behuf er sich derselben Heuchelei bediente, wie der Schech von Mosambik.

Die beiden Caravellen waren kaum vor Anker gegangen, so schickte der König ihnen einige Bootsladungen Lebensmittel aller Art: Schafe, Hühner, Zuckerrohr, Limonen, Zitronen und ganz besonders süße große Orangen, welche namentlich für die Kranken höchst willkommen waren. Vasco mißtraute zwar den Schilderungen, welche ihm die Mauren von der Stadt gemacht hatten und traf alle Vorkehrungen, um sich gegen einen Überfall zu schützen; allein dennoch konnte ja an ihren Aussagen etwas Wahres sein, und er wollte sich womöglich den König zum Freunde machen, da er keine Ahnung von der Warnung hatte, welche dem König von dem Schech Saconja zugegangen war; auch glaubte er, daß Christen, die jedenfalls freundlich gegen ihn sein würden, in Mombasa wohnten.

Als er daher dieses freiwillige Geschenk an Lebensmitteln erhalten hatte, ließ er sogleich die Masten beflaggen und die Trompeten blasen, um dem König zu zeigen, daß er in freundlicher Absicht komme; und nun stieg ein reichgekleideter Maure von ehrwürdigem Aussehen und mit einem langen wallenden weißen Bart an Bord und überbrachte Vasco eine Botschaft von dem König, welcher ihn zu Mombasa willkommen hieß, um die Erlaubnis bat, an Bord der Schiffe zu kommen und Vasco nicht nur einlud, in den Hafen einzulaufen und sich in der Stadt umzusehen, sondern ihm auch zugleich zwei Lotsen mitschickte, welche seine Schiffe wohlbehalten über die Barre hinweg in den Hafen bringen sollten.

Vasco sandte den alten Mauren mit einer freundlichen Antwort und reichen Gegengeschenken an den König zurück; allein kaum war dieser mit seinem Boot abgefahren, so kam von der Insel her ein anderes großes Boot herangerudert, worin mindestens hundert bis an die Zähne bewaffnete Mauren waren, welche nicht sobald den „San Raphael“ erreicht hatten, als sie alle an Bord kommen

wollten. Allein Vasco gestattete nur, daß sie vier auf einmal und ohne ihre Waffen heraufkamen und erklärte ihnen zugleich, die Portugiesen seien Fremdlinge und durch Erfahrung argwöhnisch gemacht worden. Die Mauren dagegen meinten, sie kommen nur deshalb bewaffnet, weil dies die unwandelbare Sitte ihres Landes sei; sie ließen sich die Kuchen und den Wein vortrefflich munden, womit Vasco sie bewirten ließ, und versicherten diesen, ihr König sei sehr erfreut über die Ankunft der Schiffe und gedenke diese nicht nur zu besuchen, sondern auch mit Gewürzen zu beladen, und die zahlreichen Christen in Mombasa werden sich ebenfalls über die Ankunft ihrer Glaubensbrüder freuen.

Diese List hätte nahezu Vascos Argwohn und Furcht vor einer ihm gelegten Falle beschwichtigt, um so mehr als am folgenden Morgen einige Mauren von sehr heller Hautfarbe zu den Schiffen herauskamen, sich für Christen ausgaben und unter anderen Botschaften vom Könige auch die Bitte brachten, es möchten einige von den Portugiesen ans Land kommen und die christlichen Einwohner besuchen. Vasco de Gama bediente sich aber auch hier wieder zweier von den mitgebrachten Gefangenen, welche er gewöhnlich zu solchen gefährlichen Aufträgen verwendete, und schickte sie mit den angeblichen Christen von Mombasa ans Land. Hier wurden die beiden beim Landen von Scharen gut gekleideter Leute von beiden Geschlechtern empfangen, neugierig angestaunt und nach dem Königspalaste geführt, wo man sie durch verschiedene ängstlich bewachte Thore vor den König brachte. Dieser nahm sie sehr artig auf, und ließ sie durch den alten weißbärtigen Mauren, der eine Art Hofmarschall oder Haushofmeister zu sein schien, in der Stadt herumführen mit dem Bedeuten, sie dürften ohne Bezahlung alles nehmen, wozu sie Lust hätten.

Auf ihrer Wanderung durch die breiten Straßen der wohlgebauten Stadt, welche sie lebhaft an Lissabon erinnerte, sahen die beiden Boten an vielen Stellen gefesselte Männer an die Häuser angekettet und hielten dieselben für Christensklaven, wagten aber nicht zu fragen. Endlich lud man sie ein, in ein großes stattliches Gebäude zu treten, auf dessen Schwelle sie von mehreren stattlichen, gutgekleideten Männern von heller Hautfarbe bewillkommt und ins Innere geführt wurden, wo diese Leute sich den Strafgefangenen für Christen ausgaben, und zum Beweis dafür Rosenkränze mit Kruzifixen vorwiesen und küßten und auch eine bildliche Darstellung des heiligen Geistes zeigten, vor welcher sie auf die Knie fielen. Nachdem die beiden Gäste mit Reiskuchen, Butter, Honig und Obst bewirtet worden waren, lud man sie zum Übernachten in diesem Hause ein, welchem sich aber ihr Führer, der alte Maure, widersetzte und dafür die Sträflinge nach dem Königspalaste zurückführte, wo sie schliefen.

Am andern Morgen bemühte sich der König — er hieß Schahho ben Mischham — selber, ihnen seine reichen Vorräte von Gewürzen wie Ingwer, Pfeffer, Nelken zu zeigen, und ihnen zu sagen, er habe außerdem noch einen Überfluß an Gold und Silber, Bernstein, Ambra, Wachs und Elfenbein, welche er wohlfeil an die Portugiesen verkaufen würde. Hierauf kehrte einer der Sträflinge an Bord des „San Raphael" zurück und erzählte Vasco, was er gesehen hatte, und der Kapitän war einigermaßen beruhigt über die Rückkehr des Boten mit heiler Haut und über das freundliche und zuthunliche Betragen der Mauren, welche noch immerfort zu den Schiffern herauskamen und Geschenke und Freundschafts-Beteuerungen vom König brachten. Der andre Sträfling war, wie Vasco de Gama befohlen hatte, in Mombasa zurückgeblieben.

Als der König zwei Lotsen an Bord schickte, um die Caravellen in den Hafen hineinzusteuern, wagte Vasco de Gama in denselben einzulaufen, im Vertrauen auf seine Kanonen und Armbrustschützen mit denen er sich gegen einen etwaigen Angriff verteidigen und die Mauren für jeden Versuch einer Verräterei büßen lassen konnte. Am andern Morgen wollten die Lotsen die Caravellen in den Hafen bringen, als die Flut kaum erst eingetreten war, also unverkennbar in verräterischer Absicht, damit die Schiffe auf eine Untiefe auffahren sollten. Der alte weißbärtige Maure, welcher mit einigen Bewaffneten herausgekommen war, sollte mit seinem Boote voranfahren. Allein kaum waren die Anker emporgewunden und die Segel ausgesetzt, so zeigte sich, daß der „San Raphael“ aufgefahren war, denn man konnte ihn nicht einmal wenden und er saß mit dem Stern fest auf der Sandbank. Augenblicklich ward der Anker wieder ausgeworfen, die Segel eingerefft und der andern Caravelle der Befehl gegeben beizulegen. Der alte Maure, dessen wirkliche Absicht nur die gewesen war, die Schiffe auffahren zu machen, hielt seinen Anschlag für gelungen und ruderte schnell dem Lande zu; und gleichzeitig ersah einer der Lotsen aus Mombasa die günstige Gelegenheit, sprang über Bord und schwamm einem der maurischen Kähne zu, welcher ihn bald auffing und wohlbehalten ans Land brachte. Der andre Lotse aus Mombasa ward ergriffen, ehe er noch dem Beispiel seines Kameraden folgen konnte, und Vasco de Gama konnte nun nicht länger mehr darüber im Zweifel sein, daß hier ein Komplott zwischen den aus Mosambik mitgebrachten Mauren und denjenigen von Mombasa bestand, welches auf die Zerstörung der beiden Schiffe abzielte. Er ließ daher auch die Lotsen aus Mosambik aufs Verdeck bringen und verhören, aber sie verweigerten die Antwort; als man ihnen aber siedend heißes Fett

auf den Rücken spritzte, krümmten sie sich vor Schmerz und gestanden, daß sie mit den Mauren von Mosambik im Einverständnis seien und der König die Absicht habe, die Schiffe auf Untiefen zu bringen und zu überfallen, alle Portugiesen niederzumetzeln und sich der Caravallen und ihrer Ladung zu bemächtigen. Ein andrer Maure, welcher noch an Bord war und nach Vascos Ansicht ebenfalls mit im Komplott sein mochte, ward mit Handschellen gefesselt, sprang aber ebenfalls über Bord und entwischte trotz seiner gebundenen Hände glücklich.

Der „San Raphael“ ward mit Einbruch der nächtlichen Flut wieder flott, allein der im Sand steckende Anker konnte nicht gehoben werden, obwohl die Mannschaft die ganze Nacht hindurch daran arbeitete. Die tückischen Mauren hatten das ebenfalls bemerkt, so lange noch der Mond schien, und einige Boote mit Bewaffneten herausgesandt, welche nun unter dem Schutze der Dunkelheit das Ankertau zu kappen versuchten, damit das Schiff von der Flut auf den Strand getrieben werde. Der „San Gabriel“ setzte zwei Boote aus, um die Mauren zu vertreiben, allein ehe diese an Ort und Stelle kommen konnten, waren die Mauren heruntergesprungen und nach ihren eigenen Booten geschwommen. Das Kabel aber schien bereits genug beschädigt worden zu sein, denn es zerriß jetzt, als man einen neuen Versuch zum Emporwinden des Ankers machte, und man mußte diesen im Sande stecken lassen. Diesen Anker gruben die Mauren später aus und pflanzten ihn als Merkwürdigkeit am Thor des Königspalastes auf, wo ihn einige Jahre später der portugiesische Seefahrer Don Francesco de Almeida sah. Da man aber befürchtete, die Mauren könnten, nachdem es ihnen nicht gelungen war die Caravellen zum Stranden zu bringen, einen Versuch machen, dieselben in Brand zu stecken, so wurden die Kanonen

so gerichtet, daß sie etwa heranrudernde Kähne in den Grund bohren konnten, und dies und die strenge Wacht, welche die Portugiesen die ganze Nacht hindurch hielten, mochte die Mauren soweit einschüchtern, daß sie diesen Anschlag aufgaben. Mit Einbruch der Ebbe aber und mit dem grauenden Morgen gingen die Caravellen wieder unter Segel und steuerten in nordöstlicher Richtung der afrikanischen Küste entlang.



Neuntes Kapitel.

Aufenthalt in Melinda.

Bereits war die Hälfte der Mannschaft dem Skorbut erlegen, allein Dank den in Mombasa erhaltenen frischen Lebensmitteln genasen die Kranken bald und die Fahrt ging glücklich von statten. Eines Nachmittags ward man zweier Samboken ansichtig, welche auf die Küste zu hielten. Vasco ließ sie sogleich verfolgen und brachte auch die eine davon glücklich auf; die andere aber war zu flink für ihn, lief in einer kleinen Einbucht ein und entkam. Das aufgebrachte Fahrzeug hatte eine Ladung Elfenbein und verschiedene Waren an Bord und gehörte einem alten Mauren namens Dias, welcher ein hübsches junges Weib und vier andere junge Mädchen, wahrscheinlich Freundinnen und Dienerinnen jener Neuvermählten, sowie eine große Kiste an Bord hatten, welche, wie sich bald herausstellte, mit Geschmeide, Juwelen und einer Anzahl Gold- und Silbermünzen gefüllt war. Vasco beschloß einige von diesen Mauren mitzunehmen, worunter den alten Schiffer und sein junges Weib; die anderen durften in dem Sambok in Frieden weiterziehen. Er versuchte unter seinen Gefangenen einen Lotsen zu finden, welcher seine Schiffe führen könne, denn der Lotse aus Mosambik ward noch immer in Ketten gehalten; allein diese Mauren erklärten sämtlich, daß sie sein Schiff nicht zu lotsen verständen und wenn er sie auch

auf die Folter lege. Es gelang aber auch ohne ihre Hilfe trefflich weiter zu kommen, denn Wind und Wetter waren günstig, und nach drei Nächten und zwei Tagen erreichten die Schiffe am 14. April Melinda, eine Stadt, von welcher sie allerlei Wundersames gehört hatten, etwa 60 Seemeilen von Mombasa entfernt, und auf deren Anblick Vasco sehr begierig war. Seither hatte er im Verkehr mit den Fürsten und Einwohnern längs der afrikanischen Küste nur Hinterlist und Verrat getroffen und schon zu zweifeln begonnen, ob er jemals Freundschaft und Aufrichtigkeit unter denselben finden oder eine zuverlässige Auskunft über sein Reiseziel erhalten könne; allein in Melinda wurden seine Erwartungen übertroffen.

Als nämlich die Schiffe auf der Rhede in einiger Entfernung vom Strande vor Anker gingen, wo ein guter Hafen nicht vorhanden zu sein schien, entfaltete sich vor den Blicken Vasco de Gamas, welcher auf dem Quarterdeck stand, ein herrlicher Anblick. Hart am Wasserrande stieg ein felsiges Riff wie ein natürlicher Hafendamm und Staden aus der See auf, woran jedoch die Wogen so heftig brandeten, daß man mit den großen Schiffen sich nicht dorthin wagen konnte. Hinter dem Riff, auf einer breiten, offenen, fruchtbaren Ebene, stand die Stadt, mit vielen schönen steinernen Häusern von zwei und drei Stockwerken, mit vielen Fenstern und flachen Dächern, über welche da und dort die Kuppel einer Moschee emporragte. Die ganze Stadt war mit einer Mauer umgeben, davor die wirklich schönen und ausgedehnten Vorstädte und weiterhin, jenseit der Stadtmauern die Hügel mit ihren Hainen von anmutigen Palmen, mit ihren Gärten voll der feurigsten buntesten Blüten, die Obstgärten voll Orangen, Bananen, Feigen und anderen Fruchtbäumen der heißen Zone; zwischen hinein das frischeste Grün saftiger Wiesen,

und allenthalben eine Landschaft voll Schönheit und tropischer Üppigkeit.

Auf der Rhede vor der Stadt lag eine Anzahl seltsam aussehender Fahrzeuge, welche Vasco mit Recht für maurische Kauffahrer hielt, die zwischen Melinda und den verschiedenen Punkten der Küste und ebenso auch mit den entfernteren Häfen Asiens Handel trieben.

Die Portugiesen waren ganz entzückt, daß sie sich in der Nähe einer Stadt befanden, welche an Umfang und zivilisiertem Aussehen kaum hinter Lissabon zurückzustehen schien,*) und Vasco de Gama ließ zum Danke gegen Gott für seine glückliche Ankunft daselbst Messen auf dem Verdeck lesen, denn er hoffte zuversichtlich, hier Lotsen zu finden, die ihn nach Indien bringen könnten, und er brannte vor Ungeduld, mit dem Beherrscher der Stadt in Verkehr zu treten.

Anfangs schien man von der Ankunft der Caravellen gar keine Notiz zu nehmen: es kamen weder Boote heraus, um die Schiffe zu besuchen, noch bemerkte man eine ungewöhnliche Bewegung am Lande. Die Bewohner von Melinda fürchteten sich, wie man später vernahm, vor den Portugiesen und hatten diese im Verdacht räuberischer Absichten. Noch ehe Vasco aber mit sich einig war über sein Verhalten, kam der alte Dias, welchen man von seinem Sambok aus mitgenommen hatte und den es drängte, mit seinem jungen Weib nach Hause zu kommen, zu dem Kapitän.

„Herr“, hub er an, „ich sehe vier christliche Schiffe aus Indien

*) Melinda oder Malindi war in der That eine sehr bedeutende Stadt und von 1505 bis nach 1635 im Besitz der Portugiesen; dann aber wurde es von den Gallas zerstört und ist heutzutage nur noch ein Trümmerhaufen an der Mündung des Sabaki-Stromes.



dort auf der Rhede vor Anker liegen, und ich weiß, daß es in Melinda viele christliche Händler gibt. Wenn Du mich ans Land bringen lassen willst, so verpflichte ich mich, als Lösegeld für mich einige christliche Lotsen zu dingen, und hoffe, daß Du in Deiner Güte und Großmut mich dann mit meinem Weibe wirst ziehen lassen."

Vasco vertraute dem alten Mauren und ging auf seinen Vorschlag ein; er ankerte mit seinem Schiffe etwas näher an der Küste und ließ Dias auf einer Felsenleiste der Stadt gegenüber ans Land setzen, worauf alsbald ein Boot von Melinda abging, um ihn abzuholen. Dias wurde sogleich zum Könige geführt, welcher der mächtigste Monarch an der ganzen Küste war und in einem Palast wohnte, dessen sich kein europäischer Fürst hätte schämen dürfen. Dias berichtete nun, woher die Schiffe kämen und was sie in einer so großen Entfernung von Hause suchten; wie feindselig und tückisch die Portugiesen in Mosambik und Mombasa behandelt worden seien und wie großmütig sie sich enthalten hätten, für den Verrat der Fürsten Rache an den Städten zu üben.

Hierauf schickte der König von Melinda, welcher mit dem König Schahho ben Mischham von Mombasa in Fehde lag und über Dias Mitteilungen sehr erfreut war, sogleich ein mit Obst und Lebensmitteln beladenes Boot als Freundschaftsbeweis nach dem San Raphael hinaus und ließ gleichzeitig auf den Mauern der Stadt Flaggen entfalten, welches Kompliment Vasco durch Aufhissen von Flaggen und Wimpeln an den Masten erwiderte. Der König schickte auch sogleich einen Boten an den Kapitän ab und ließ ihn einladen, in den Hafen hereinzukommen, worauf Vasco de Gama den Mauren Dawan, in welchen er großes Vertrauen setzte, an den König abschickte, um demselben zu danken und zugleich zu ermitteln, ob es dem König mit seinem Entgegenkommen Ernst sei. Dawan ging

denn auch in seinem langen roten Kaftan ans Land, richtete seine Botschaft aus und meldete dem König, die Schiffe würden in den Hafen einlaufen, sobald der Pilot dies für möglich halte. Der König fand Gefallen an Dawan und unterhielt sich lange mit ihm; dann berief er seine Räte und Großen und beriet sich mit ihnen, ob er die Fremdlinge willkommen heißen sollte und ob es ratsam sei, sie in den Hafen zu lassen. Beide Fragen wurden einstimmig bejaht, denn seine Räte meinten, die Portugiesen schienen wackere Leute zu sein — seien sie es aber nicht, nun dann seien die Streitkräfte des Königs stark genug, sie zu vertreiben.

Nachdem Dawan im Palast reichlich bewirtet und über Nacht behalten worden war, kehrte er am andern Morgen in Begleitung des obersten Priesters an der Moschee, eines Mannes von hoher Würde und Bedeutung, welchen der König als seinen Gesandten an Vasco de Gama schickte und mit einer ganzen Bootsladung voll Schafe, Geflügel, Orangen, Zuckerrohr, Gemüse u. s. w. als zweitem reichlichem Geschenke des Königs, nach den Schiffen zurück. Vasco begrüßte den Priester herzlich und ließ ihm einen Imbiß vorsetzen und mittlerweile berichtete Dawan ihm über alles, was er in Melinda gesehen hatte, erzählte ihm von den geräumigen und angenehmen Straßen, den schönen Häusern, dem stattlichen Menschenschlag mit der sehr dunklen Hautfarbe und den langen lockigen Haaren, von den vielen fremden Kaufleuten in der Stadt, Schwarzen sowohl als Arabern, deren Aussehen und feine Manieren er eingehend beschrieb: wie sie am Oberleibe nackt seien bis zur Hüfte, von wo an sie eine Art Weiberrock von Seide oder feiner Baumwolle, durch eine seidne Schärpe festgehalten, und auf dem Kopfe einen großen bunten Turban, mit Seide und Gold gestickt, im Gürtel aber Dolche und Schwerter mit reich gearbeiteten Griffen und Scheiden tragen, manche auch

Bogen und Köcher führten;. wie diese Araber seltsamerweise alle linkshändig zu sein schienen und sich auf ihre Reiterkünste viel zu Gute thäten.

Auch von den Bazaren wußte Dawan viel zu erzählen, in denen nicht nur Obst und Getreide, sondern auch Elfenbein, Wachs, graue Ambra, Gewürze und kostbare Arbeiten aus Gold und Elfenbein zu haben seien und von den indischen Kaufleuten um Kupfer, Quecksilber und Baumwollstoffe eingetauscht würden. Ferner hatte er viele Kaufleute gesehen, welche Christen seien, und schließlich berichtete er über den König, einen stattlichen gütigen Herrn, der auf hohem Fuße lebe und ein großes Gefolge von Höflingen und Dienern habe.

Das freundliche Entgegenkommen des Königs freute Vasco de Gama sehr, und zur Bezeugung seiner Freude und zur Begrüßung ließ er sämtliche Geschütze auf beiden Schiffen zu gleicher Zeit abfeuern. Das Donnern und die Erschütterung erschreckte zwar die Einwohner nicht wenig, aber sie beruhigten sich bald wieder und sammelten sich in Menge am Strande, um die Trompeten blasen zu hören, mit welchen Vasco dem König ein Ständchen bringen ließ. Als er sodann den Hauptpriester mit einer artigen Botschaft an den König zurücksenden wollte, zögerte dieser und wollte nicht gehen, und Dawan erklärte nun dem Kapitän, der König habe dem Priester befohlen, einstweilen als Geißel für den alten Dias, der noch beim Könige sei, an Bord zu bleiben. Da aber Vasco dem Könige beweisen wollte, daß er seinen Freundschaftsbeteuerungen vertraue, so beschenkte er den Oberpriester mit einer Korallenschnur, entließ ihn, sandte durch ihn dem König einen Hut und einige Schärpen, messingene Becken, Glöckchen u. s. w., und teilte dem Priester mit, was für Dinge er zum Kauf an Bord geschickt wünsche, und der Priester zog vergnügt ab.

Inzwischen hatte der König den Mauren Diaz genau befragt, wie er an Bord des portugiesischen Schiffes gekommen sei und wie er die fremden Männer gefunden habe, und der alte Maure gab den Portugiesen das Zeugnis, sie seien brave Leute, welche zwar ihn und sein Weib und seine Diener gefangen genommen, aber ihnen nichts zu Leide gethan, ihnen auch ihr Geld und ihre Juwelen nicht geraubt, sondern ihn und die Seinigen gut behandelt haben. Und er bat den König bei Vasco ein Fürwort einzulegen, damit er freikomme und mit seinem Weibe in seine Heimat zurückkehren könne. Dies versprach der König nicht nur, sondern ließ auch Vasco darum bitten, worauf dieser sogleich die Kiste und das sonstige Gepäck des Dias samt dessen jungem Weib und sonstigen Begleitern ans Land schickte. Als der alte Dias das sah und vernahm, daß sie alle ohne Lösegeld freigegeben seien, rief er den Matrosen auf maurisch zu: der Gott des Himmels wolle Euch das reichlich vergelten und Euch gesund und wohl in Euer Vaterland zurückführen!" worauf die Seeleute mit „Amen, Amen!" antworteten. Darauf ging Dias mit den Seinigen zum Könige, dankte ihm mit Thränen in den Augen, küßte ihm die Füße und ging hocherfreut von dannen.

Der folgende Tag gestaltete sich für die Portugiesen zu einem sehr festlichen und ereignisreichen, denn sie bekamen an demselben zum erstenmal seit Jahr und Tag seit ihrer Abreise von Lissabon, wieder christliche Glaubensbrüder zu Gesicht. Als nämlich Vasco am Morgen mit den beiden Caravellen näher an die Stadt heranfuhr und hier ankerte, sah er sich in der nächsten Nachbarschaft der vier christlichen Handelsschiffe, von denen Dias ihm erzählt und die er Vasco bezeichnet hatte. Es waren sogenannte Thomas-Christen von der Küste Malabar, und sie sahen nicht bald den „San Raphael" und „San Gabriel" in ihrer Nähe, so kam eine Anzahl von ihnen,

um den christlichen Europäern einen Besuch abzustatten und wurden, da Vasco de Gama zufällig bei seinem Bruder war, eingeladen, an Bord des „San Gabriel" zu kommen.

Als sie auf Deck erschienen, war Vasco angenehm überrascht von ihren sanften Manieren und klugen, dunkelbraunen, schön geschnittenen Gesichtern und stattlichen Gestalten, von ihren langen schwarzen Bärten und langen Haaren, welche in Flechten unter dem Turban aufgesteckt waren. Ihre Kleidung bestand in langen Gewändern von buntem Baumwollenzeug, die beinahe bis auf die Füße herunterreichten und um die Hüften durch einen Gürtel festgehalten wurden, von welchem lange Schwerter herabhingen.

Vasco de Gama hieß die Gäste mit seiner gewinnenden Freundlichkeit willkommen; allein er war schon so oft getäuscht worden, daß er erst genau erkunden wollte, ob diese Leute wirklich Christen seien oder nicht. Er holte also ein Bild, auf welchem die Mutter Gottes weinend dargestellt war, umgeben von den Aposteln in einer Gruppe, und zeigte es ihnen schweigend. Sobald sie aber des Gemäldes ansichtig wurden, warfen sie sich alle zu gleicher Zeit und aus freiem Antriebe auf die Kniee nieder, erhoben die gefalteten Hände zu demselben, senkten die Häupter und verweilten einige Minuten in stillem Gebet. Nun waren Vascos Zweifel gelöst und er beeilte sich, sie zu umarmen, lud sie zum Sitzen ein und unterhielt sich mittelst des Dolmetschers lange mit ihnen. Sie sagten ihm, daß sie aus Indien seien und machten ihm eine glühende Schilderung von jenem Lande, erfreuten ihn aber am meisten durch die Nachricht, daß man von Melinda aus ohne große Schwierigkeiten Indien erreichen könne. Am Abend aber feierten die vier Schiffe der malabarischen Christen die Begegnung mit ihren portugiesischen Glaubensgenossen durch Freudenfeuer und Feuerwerk.

Am anderen Tage ließ der König durch seinen Boten melden, er gedenke die Portugiesen an Bord ihrer Schiffe zu besuchen, wenn Vasco de Gama nicht ans Land kommen wolle. Die Gebrüder de Gama beratschlagten nun mit einander, ob es geraten sei hier zu landen; und Vasco bestand darauf, daß, falls einer von ihnen diesen Besuch unternähme, welcher immerhin ein Wagnis war, so lange man sich noch nicht von der Aufrichtigkeit der Freundschaft des Königs überzeugt hatte, — er als der jüngere dies Wagnis auf sich nehmen wolle. Hiermit war aber Paulo nicht einverstanden und so ließen sie dem Könige von Melinda endlich sagen, König Manuel habe ihnen verboten in fremden Ländern zu landen, allein sie seien mit Vergnügen erbötig, ihm in ihren Booten entgegen zu fahren und an der Küste mit ihm zusammenzutreffen; und gleichzeitig übersandten sie dem Könige, um ihre abschlägige Antwort etwas zu mildern, ein Geschenk von Scharlachtuch, Atlas und einem großen flämischen Spiegel in reichvergoldetem Rahmen. Der König bewies ihnen auch bald, daß ihre Antwort ihn nicht verletzt habe, denn gegen Abend brachte ihnen ein anderer Bote den Bescheid, er werde die fremden Seefahrer mit Freude bewillkommnen, sobald es ihnen beliebe zu kommen.

Allein bevor Vasco de Gama dieses dem Könige gegebene Versprechen erfüllen wollte, hielt er es für ratsam, erst Coelho mit dem Mauren Dawan nach Melinda zu schicken, um durch eine Unterredung mit dem Könige zu ermitteln, ob dieser auch wirklich aufrichtig sei. Demgemäß ließen Coelho und Dawan sich am folgenden Tage in einem Boot hinüber rudern und landeten an einem Staden unweit vom Palaste des Königs, wo er in seiner fremdländischen reichen Kleidung den Einheimischen so sehr auffiel, daß sie sich in Scharen um ihn drängten und die Leibwachen des

Königs Mühe hatten, den beiden Fremdlingen einen Weg durch die Volksmassen zu bahnen. Coelho und sein Begleiter wurden sogleich zum Könige geführt, welcher ihn freundlich und herzlich empfing und sich in eine Unterhaltung mit ihm einließ, in deren Verlauf Coelho dem König berichtete, die Portugiesen seien eine der größten und unternehmendsten Nationen in Europa, König Manuel ein großer Herrscher, der Besitzer mächtiger Heere und Flotten, und Vasco de Gama ausgesandt Indien zu erreichen, zu welchem Behufe er schon volle neun Monate unter Segel sei und viele Stürme, Strapazen, Verräterei und Tücken bestanden habe. Der König antwortete wohlwollend, und Coelho ward von seiner Aufrichtigkeit und Freundlichkeit so überzeugt, daß er mit großer Genugthuung an Bord zurückkehrte und durch seine Schilderung des Hergangs beinahe allen Verdacht Vascos beseitigte.

An einem heiteren sonnigen Morgen fuhren daher Vasco und Paulo de Gama je in einem von ihren großen Booten gegen die Küste heran und hielten dort eine Zusammenkunft mit dem Könige von Melinda. Beinahe die ganze Bevölkerung der Stadt war auf den Beinen und drängte sich im besten Putz an den Anländen und auf dem Felsenriff; auf den Mauern der Stadt waren Banner und Fahnen aufgepflanzt; die Caravellen und die im Hafen vor Anker liegenden Schiffe hatten sich in einen reichen Schmuck von Flaggen und Wimpeln gehüllt, und die Landschaft umher prangte in dem üppigen Grün des afrikanischen Frühlings. Die beiden Boote der Portugiesen gewährten einen prächtigen Anblick; Vasco und Paulo, in ihren Mänteln von scharlachrotem Atlas, das Barett mit den Federn auf dem Kopf, das Schwert an der Seite, saßen auf Stühlen, welche mit rotem Samt bezogen waren; die Verdecke und die Seiten der Boote waren mit schönen bunten Woll-

teppichen belegt und behangen, und auf den Ruderbänken saßen die Geharnischten, welche zum Gefolge der beiden Kapitäne auserlesen worden waren. Jedes Boot führte zwei Kanonen, welche geladen und nach dem Lande gerichtet waren, und von jedem derselben wehte die Flagge mit dem portugiesischen Wappen.

Am Rande des Stadens oder der Anlände stand der greise König, mit seinem langen, wallenden weißen Bart, umgeben von seinem dunkelhäutigen Gefolge, um die heranrudernden Fremdlinge zu empfangen. Die Gebrüder de Gama erhoben sich von ihren Stühlen und begrüßten den König mit Hutabnehmen und tiefer Verbeugung — das Ziel der gespanntesten Aufmerksamkeit einer großen Volksmenge, welche sie mit Jubelruf begrüßte.

Da die portugiesischen Boote in einer solchen Entfernung vom Gestade hielten, daß der König nicht mit den Portugiesen sich unterhalten konnte, so ließ er sich in einem seiner Kähne nach Vascos Boot hinrudern und stieg an Bord desselben, wo Vasco ihn knieend empfing und zum Sitzen einlud, und wo nun, nachdem auch Paulo sich auf das Boot seines Bruders begeben hatte, eine freundliche Unterredung zwischen dem Könige und den portugiesischen Kapitänen durch Vermittelung des als Dolmetscher dienenden afrikanischen Sklaven stattfand. Nach einem Austausch von Artigkeiten und Geschenken (der König erhielt u. a. ein prächtiges Schwert von echter Toledaner Arbeit mit goldbeschlagener und emaillierter Scheide, eine Lanze mit vergoldeter Spitze und einen eisernen Schild mit scharlachrotem goldgesticktem Atlas überzogen u. s. w.), nach einer Begrüßung Trompetenschall und Kanonendonner schieden beide Teile als Freunde und Bundesgenossen von einander.

Vasco hatte den König gebeten, den Lotsen aus Mosambik und den Mauren Dawan zu überreden, daß sie den Portugiesen

treu sein und diese wohlbehalten nach Indien bringen sollten, denn es lag ihm daran, möglichst schnell weiter zu segeln und nach Indien zu kommen; allein der König wollte seine neuen Freunde nicht so rasch wieder verlieren, sondern hatte Vasco das Versprechen abgenommen noch länger zu bleiben, und ihm versprochen ihn auf jede Weise in seinem Vorhaben zu unterstützen. Die Gebrüder Gama waren nun auch vollkommen von der Aufrichtigkeit des Königs überzeugt, und als dieser durch einige seiner Großen eine zweite Einladung an Vasco ergehen ließ, ihn am Lande zu besuchen, begab sich Vasco in Begleitung von zwölf seiner Leute in ihren besten Kleidern dorthin, wurde an der Anlände von vielen Höflingen empfangen und sogleich zum Könige geführt, welcher ihn schon an der Pforte bewillkommnete und umarmte, während Vasco vor dem König ein Knie beugte und diesen mit einer tiefen Verbeugung begrüßte. Und als der König nun den portugiesischen Kapitän in seine Gemächer geführt und neben sich auf einem erhöhten Ruhebett hatte niedersitzen lassen, setzten sie ihre Unterredung vom vorigen Tage mittelst des Dolmetschers fort. Der König riet Vasco, nicht nach Cambay zu gehen, sondern lieber nach einem andern Hafen Indiens, weil er die gesuchten Gegenstände in Cambay entweder gar nicht oder zu weit teureren Preisen als anderwärts finde; er empfahl ihm lieber nach Kalikat zu gehen, wohin er ihm zwei tüchtige Lotsen mitgeben wolle, und Dawan als Mäkler mitzunehmen, weil dieser alle Preise kenne und sich auf den Handel verstehe, so daß Vasco nicht betrogen werden könne, denn Kalikat sei eine große reiche Stadt, in deren Umgebung Ingwer, Pfeffer, Zimt wachsen und auf deren Markt alle möglichen anderen Gewürze und Spezereien aus allen Klimaten in Menge zu bekommen seien. Dawan hatte zu allem, was der König sagte, beifällig genickt, und dann auf des Königs Frage, ob

er nicht mit den Portugiesen nach Kalikat gehen wolle, sich bereit erklärt, dieselben zu begleiten, nötigenfalls bis an der Welt Ende, weil er mit denselben so befreundet und mit ihrer Behandlung so zufrieden sei und hoffen dürfe, daß der Kapitän ihn am Ende auch gut belohnen werde, wozu sich Vasco alsbald verpflichtete.

Da der Vorrat von Schiffszwieback stark auf die Neige ging, wollte Vasco de Gama sich hier wo möglich Weizen verschaffen, um frischen Zwieback zu bereiten, mußte aber zu seinem Bedauern vernehmen, daß dieses Getreide nicht im Lande wachse, sondern nur gelegentlich in kleiner Menge durch Kaufleute aus Cambay nach Melinda gebracht werde, wo man es nur für die Tafel des Königs gebrauche. Der König aber beschenkte Vasco mit seinem ganzen Vorrat davon und schickte ihm zugleich Lebensmittel aller Art: große kupferne Kessel voll gekochtem Reis, ganze gebratene Schafe, Reiskuchen, treffliche Butter, lebende und gekochte Hühner, Gemüse aller Art, Feigen, Kokosnüsse, Zuckerrohr und dergl., so daß Offiziere uud Mannschaften sich daran ein Genüge thun konnten. Vasco erwiderte das Geschenk durch Übersendung eingemachter Birnen und anderer Früchte in silbernen Schalen, nebst einer silbernen Gabel. Nachdem der König noch einen Besuch auf den beiden Caravellen gemacht und sich dieselben von innen und von außen genau besichtigt und bewundert hatte und in festlichster Weise bewirtet worden war, erhielt Vasco die Erlaubnis, am Strande eine Denksäule von weißem Marmor aufzurichten, welche er dem heiligen Geist weihte und darum Espiritu Santo nannte. Diese Denksäule mit dem Namen und Wappen des Königs Manuel sollte den künftig hier landenden europäischen Seefahrern verkünden, daß die Portugiesen bereits von diesem Lande Besitz ergriffen hätten; dem Könige von Melinda aber sagte man: der Denkstein solle nur zur Erinnerung an den mit ihm errichteten

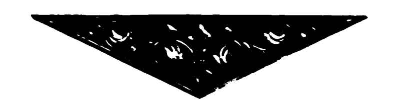
Freundschaftsbund dienen. Darauf folgte noch einmal ein Austausch von Geschenken und von Gastmählern zwischen den Portugiesen und dem König, welcher Vasco zwei tüchtige Lotsen aus Melinda stellte. Die erneuerten Vorräte an Wasser und Lebensmitteln wurden verstaut und alles zur Abreise fertig gemacht, und nun besichtigten sich auch einige Mauren und Banyanen oder indische Kaufleute die beiden Caravellen und einer derselben, ein Maure aus Gudscherat, namens Maleng Kana, war von der guten Aufnahme und freundlichen Behandlung, welche er bei den Portugiesen gefunden hatte, so erfreut, daß er sich erbot, als Lotse mit Vasco nach Indien zu gehen. Kanas Dienste waren für die Portugiesen sehr wertvoll, denn er hatte nicht nur die Fahrt hin und her schon mehrfach gemacht, sondern es ergab sich, als er an Bord kam, daß er mit dem Gebrauch der von den Europäern benützten Astrolabien und Quadranten ganz vertraut war und selber solche besaß, so wie noch andere nautische Werkzeuge und Instrumente, welche den Portugiesen noch ganz unbekannt waren. Namentlich brachte Kana eine Karte der Küste von Indien mit, auf welcher die Lage der einzelnen Punkte und die Peilungen genau verzeichnet waren, und allem Anschein nach war er ein so guter und erfahrener Seemann als irgend einer von den Portugiesen.

Dem König war es auch gelungen, den Lotsen aus Mosambik, welcher über seine Einsperrung und Belastung mit Ketten so empört gewesen war, zu bestimmen, daß er diesen Schimpf vergesse und die Portugiesen nach Indien begleite, und daß er dem Vasco de Gama treu zu dienen versprach.

Vasco ließ einen seiner Sträflinge, den Schiffsjungen, welcher sich als Dolmetscher und beim Einkauf der Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse für die Schiffe so vielfach nützlich gemacht hatte, auf den

Wunsch des Königs in Melinda zurück, welcher für denselben zu sorgen versprach. Er gab ihm die Weisung, Land und Leute genau kennen zu lernen und zu diesem Behufe allfällig auch Reisen in die Nachbarländer zu machen, und verpflichtete sich, den Sträfling auf der Rückreise wieder abzuholen und mit nach Portugal zurückzunehmen, wo er ihm für den Fall seines Wohlverhaltens nicht nur volle Begnadigung, sondern auch Belohnung und Beförderung in Aussicht stellte.

Jetzt war alles zur Abreise gerüstet und nach einem herzlichen Abschied von dem König und seinem Hofe schifften sich die Portugiesen wieder ein, und lichteten die Anker, um direkt über den Ozean nach Indien zu fahren.



Zehntes Kapitel.

Von Melinda nach Indien.

Am 24. April gingen die beiden Caravellen unter Segel, um den Hafen von Melinda zu verlassen und mit Benützung des Südwest-Monsuhns quer über den indischen Ozean nach dem größten Hafen Malabars und der indischen Küsten, nach Kalikat, zu steuern. Seither war Vasco de Gama nur der afrikanischen Küste entlang gefahren, hatte nur selten das Land aus dem Gesicht verloren und sich beständig durch den Anblick neuer Örtlichkeiten oder aufregende Abenteuer beschäftigt und in Anspruch genommen gesehen. Nun aber sollte er den Gefahren fremder Meere trotzen und sich auf eine Fahrt von vollen siebenhundert Seemeilen von der afrikanischen Küste bis zur asiatischen begeben! Das Herz pochte dem kühnen Seefahrer laut in der Brust, als die afrikanische Küste hinter ihm versank und die Caravellen auf hoher See waren, allein er hatte einen kühlen, klaren Kopf und ein starkes, vertrauensvolles und heldenmütiges Herz und eine solch gewinnende Beredsamkeit, daß er seine ganze Mannschaft mit freudiger Zuversicht und reger Hoffnung auf das Gelingen der Fahrt erfüllte.

Vasco de Gama hegte dieses Vertrauen und diese ermutigende Hoffnung und brannte vor Ungeduld, das Ziel seiner Reise zu



erreichen. Wie tötlich langsam däuchte ihm die Fahrt über den indischen Ozean! Wie träge verstrichen ihm die Tage, wie unendlich und schrankenlos erschien ihm dieser unabsehbare Ozean! Wenn er nur wenigstens die ersehnten Küsten Indiens und den Hafen erreichen konnte, nach welchem er schon beinahe zehn Monate unter Gefahren aller Art unterwegs war; wenn es ihm nur gelang, einen freundschaftlichen Vertrag mit dem Herrscher jenes Landes zu schließen und seine Caravellen mit dessen Reichtümern zu beladen, — mit welcher Regung von Selbstgefühl und Freude wollte er dann den Bug seiner Schiffe wieder heimwärts wenden! Unter welchem Jubel würde er dann mit seinen kostbaren Ladungen und ruhmreichen Neuigkeiten in den Hafen von Lissabon einlaufen, denn er würde nicht allein von seinen Landsleuten, sondern von ganz Europa als der Entdecker jenes längst ersehnten und geträumten Seewegs nach dem geheimnisvollen reichen Indien begrüßt, er würde als gleichberechtigter Nebenbuhler des Colon betrachtet werden! Keine noch so hohe Ehre war dann zuviel für sein Verdienst, und die Geschichte mußte sich seiner Thaten bemächtigen, sie verewigen, seinen Namen auf immer berühmt und seine Leistungen zu einem Gegenstand der Bewunderung für die entferntesten Geschlechter machen!

Wir dürfen als sicher annehmen, daß derartige, hochfliegende Gedanken das ehrgeizige Gemüt Vasco de Gamas erfüllten, als die günstigen Monsuhne seine beiden Caravellen über den indischen Ozean beförderten. Oft wenn er auf dem Quarterdeck des „San Raphael" saß, schaute er gierigen Blicks über die Wogen hin, als ob er sich vor Ungeduld und Sehnsucht, das verheißene Land Indien zu sehen, nicht mehr fassen könne, und horchte gespannt auf die Versicherungen der Lotsen aus Melinda, daß sie auf dem richtigen Kurs seien und daß binnen weniger Tage die Gipfel der Gebirge der Malabar-Küste

vor ihnen am Horizont auftauchen müßten. Dank der günstigen Witterung vermochten die beiden Caravellen dicht bei einander zu bleiben und waren häufig auch einander so nahe, daß Vasco de Gama sich mit seinem Bruder Paulo von Deck zu Deck unterhalten konnte.

Sowohl die Lotsen als die Mannschaft waren von frischem Mute beseelt; keiner dachte an Heimkehr, an Ungehorsam gegen des Kapitäns Befehle noch gar an Meuterei; alle brannten vor Verlangen, das Wunderland Indien zu sehen. Vasco unterhielt sich häufig durch den Dolmetscher mit den an Bord befindlichen arabischen und indischen Kaufleuten und suchte von ihnen soviel wie möglich über Land und Leute von Indien zu erfahren.

Die ganze Reise war eine ununterbrochen angenehme. Die Monsuhne erlaubten den Caravellen, die gewünschte Richtung beharrlich einzuhalten, und die allfällig aufspringenden frischen Brisen dienten nur dazu, die Fahrt zu beschleunigen. In Folge der gründlichen Reparatur, welche mit den Schiffen vorgenommen worden war, stieß denselben auch nicht der mindeste Unfall zu, und auch von Krankheit war wenig zu verspüren, denn obwohl man dem Äquator so nahe kam, waren die Tage nicht allzu heiß, weil der frische Wind die Luft etwas abkühlte, und die Nächte angenehm kühl durch die leichten Westwinde. So verging Tag um Tag der günstigen aber ziemlich eintönigen Fahrt. Etwa eine Woche nachdem die Caravellen von Melinda ausgelaufen waren, deutete der Lotse Kana eines Abends vergnügt gen Himmel und verkündete, daß er den Polarstern sehe, während noch gen Süden die prächtigen um den Südpol gelagerten Sternbilder zu sehen waren. Die Entdeckung des Polarsterns verursachte den Lotsen große Freude, denn sie konnten nun den Kurs der Caravellen genauer nehmen und sicher sein, daß sie nicht durch

Abweichen vom geradesten und unmittelbarsten Wege viele Zeit verloren.

Am zwanzigsten Tage nach dem Auslaufen von Melinda trat der Lotse Maleng Kana vor Vasco de Gama und erklärte ihm mit einer gewissen Genugthuung, sie könnten nach seinem Dafürhalten nun unmöglich weit von der Küste Indiens sein, und es würde ihn nicht überraschen, wenn sie schon am folgenden Tage Land erblicken würden. Diese Aussicht schwellte dem Seefahrer das Herz in der Brust und er sandte ein brünstiges Gebet zum Himmel; dem Lotsen aber versprach er, es solle nicht sein Schade sein, wenn seine Voraussage in Erfüllung gehe. Dies hatte Vasco de Gama in eine solche Aufregung versetzt, daß er nicht mehr schlafen konnte und früh und spät auf Deck war, wo die ganze Mannschaft, nicht minder gespannt als ihre Offiziere, sich emsig bemühten, das Land Indien mit den Augen zu suchen.

Am 17. Mai 1498 endlich, dem dreiundzwanzigsten Tag der Fahrt, als Vasco ungeduldig auf dem Quarterdeck auf und ab ging, riefen fröhlich mehrere Stimmen aus den Kreuzhölzern der Maste des „San Raphael" laut und freudig: „Land, Land!" und gleich darauf kam auch der Lotse Kana herbeigeeilt, warf sich Vasco zu Füßen, deutete mit zitternder Hand nach dem östlichen Horizont und rief: „Schau dort hinaus, Kapitän! Das ist das Land Indien!"

Ein wildes Freuden- und Jubelgeschrei erscholl von den Verdecken der beiden Caravellen; lachend, jauchzend und vor Freude weinend liefen die Seeleute auf dem Verdeck hin und her und eine Weile erschien alle Disziplin und aller Standesunterschied aufgehoben, denn die Matrosen fielen einander um den Hals, küßten sich, tanzten um einander herum und alle, die Gebrüder Gama, Coelho, Nunez, die Priester, die Mauren, die Sträflinge und die Seeleute glichen nur



„Schau dort hinaus, Kapitän! Das ist das Land Indien!"
17. Mai 1498.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

einem Haufen müder Wanderer, welche sich jetzt am Ziele aller ihrer Wünsche und Hoffnungen sahen.

Nun erhob sich die Stimme des Befehlshabers über den allgemeinen Lärm, gebot Schweigen und rief dann laut: „Dort, dort ist Indien, Ihr Männer! lasset uns vor allem dem gütigen Himmel danken, welcher uns hierher geführt hat!“ Damit warf sich Vasco de Gama auf seine Kniee nieder, und alle anderen folgten seinem Beispiel; niemand äußerte ein lautes Wort, allein jeder sandte ein stilles Gebet zu dem Herrn als Dank für die bisherige gnädige Führung.

Nachdem dieses feierliche Dankgebet vorüber war, beobachtete man den östlichen Horizont genauer und erkannte nun immer deutlicher, daß man an der Nähe des ersehnten Landes nicht mehr zweifeln durfte. Was anfangs nur wie ein duftiger schwacher Nebelstreifen erschienen war, das stellte sich jetzt immer deutlicher als ein noch in weiter Ferne blauender Höhenzug heraus, auf welchem bald die scheidenden Strahlen der Abendsonne leuchtend ruhten. Kana schätzte die Entfernung der Küste noch auf vier- oder fünfundzwanzig Seemeilen, allein als man Peilungen mit dem Senklot vornahm, stellte sich heraus, daß man nur noch fünfundvierzig Faden Meerestiefe hatte.

Die Gegend der Küste, welche man vor sich sah, war Kana und den anderen Lotsen nicht bekannt, denn man hatte auf der bisherigen Fahrt „zu viel Breite genommen“, wie der Seemann zu sagen pflegt, d. h. man war zu weit nordwärts gekommen, wie sich am anderen Mittag bei Aufnahme der „Observation“ ergab, und man mußte deshalb südwärts halten. Jetzt rief Vasco de Gama die maurischen Lotsen zu sich, dankte ihnen für die bewiesene Treue und schenkte jedem einen Kaftan von Scharlachtuch und eine runde

Summe Geldes, wofür sie ihm vor Freuden nicht laut genug danken konnten. Im Laufe des Nachmittags kamen die Caravellen dem Lande nahe genug, daß sie die Gegenstände an der Küste deutlich unterscheiden und sehen konnten, wie hier die Ghats oder Gebirgsketten ganz nahe an die See herantreten, und der breite hellschimmernde Strand sich weit in die Ferne hindehnte. Die Caravellen steuerten daher der Küste entlang und bald bekam man eine Stadt von ziemlicher Größe zu Gesicht, welche im Schoße einer hübschen Bucht lag. Man vermochte strohgedeckte Häuser und eine Anzahl Fischerboote, die einen vor Anker liegend, die anderen umherrudernd, sowie eine rührige Menschenmenge am Strande zu unterscheiden. Die Einwohner dieser Stadt erschienen nämlich sehr verwundert und erstaunt ob dem Anblick der beiden Schiffe und die Fischerboote kamen ganz nahe heran um dieselben zu betrachten.

Anfangs hielt Vasco de Gama diese Stadt für Kalikat und sah sich in den Erwartungen, welche er sich nach den erhaltenen Schilderungen von diesem reichen und belebten Hafen mit seinen herrlichen Gebäuden, großartigen Tempeln und sonstigen Reichtümern gemacht hatte, sehr enttäuscht durch den Anblick eines so roh und ärmlich aussehenden Platzes; allein der Lotse Maleng Kana belehrte ihn bald, daß diese Stadt Kananur (Cannanore) hieße, daß aber das große reiche Kalikat nur zwölf Seemeilen südlicher liege und bald erreicht sein werde.

Wie Vasco de Gama später erfuhr, hatten die Einwohner von Kananur noch andere Gründe als bloße Neugier, um seine der Küste entlang segelnden Schiffe mit Erstaunen, Angst und Entsetzen zu betrachten. Viele Jahre früher hatte nämlich in Kananur ein um seiner Prophezeiungen willen berühmter Weiser und Zauberer gelebt, welcher dem Könige von Kananur geweissagt, daß in einer

künftigen Zeit einmal ganz Indien durch den König eines fremden, in weiter Ferne wohnenden Volkes, das ganz weiß von Hautfarbe sei, erobert und beherrscht werden würde, und daß dieses Volk gar ein wildes und kriegerisches sein, aber denjenigen, welche ihm freundlich entgegen kämen, gerecht und milde begegnen werde. Als daher der gegenwärtige König und seine Höflinge von der Ankunft der portugiesischen Schiffe und der in denselben befindlichen weißen Männer hörte, fürchteten sie, dies seien die in jener Prophezeiung gemeinten wilden Eroberer. Und als der König seine Sterndeuter kommen ließ und sie befragte, ob dies wahr sei, bestätigten diese ihm, daß dies wirklich Leute von dem Volke seien, welches einst Indien erobern würde. Der König glaubte alles fest, was ihm seine Sterndeuter sagten, erinnerte sich aber auch der Weissagung, daß die weißen Fremdlinge denjenigen, welche sie freundlich aufnähmen, freundlich, gerecht und milde begegnen würden, und beschloß daher, bei der ersten besten Gelegenheit Frieden mit den Portugiesen zu machen. Da er die beiden Caravellen aber hatte an Kananur vorüber und südwärts fahren sehen, also wahrscheinlich nach Kalikat. so schickte er Boten dorthin, um soviel wie möglich von den Fremdlingen zu erkunden und ihm das in Erfahrung Gebrachte zu berichten.

Mittlerweile steuerten die Portugiesen, erstaunt über die Nähe der Gebirge des Küstenlandes, der Küste entlang gen Süden und gingen am Abend vor Kalikat vor Anker, welches freilich einen ganz anderen Anblick gewährte als Kananur. Die Kuppeln und Minarets (Türme) seiner Moscheen glänzten in der Sonne; die breiten Staden und Anländen wimmelten von Menschen und in der Bucht, an welcher Kalikat liegt, schwammen viele Schiffe aus allen Teilen Indiens, obwohl es jetzt Winter war und der Handel etwas stockte,

da die fremden Schiffe schon abgegangen und die einheimischen auf den Strand gezogen waren.

Um ein Riff zu vermeiden, auf welchem eine starke Brandung ging, war Vasco de Gama in einiger Entfernung von dem Hafen vor Anker gegangen, Allein gleichwohl umschwärmte bald das Völkergemisch eines morgenländischen Hafenplatzes die beiden portugiesischen Caravellen. Alle möglichen fremden Sprachen ertönten um sie her, um sie anzurufen und zu befragen, und zu ihrem Staunen hörten die Seefahrer sich in der ihnen wohlbekannten arabischen Sprache von einheimischen Schiffern anrufen: „Seid alle willkommen! danket Gott, der Euch in das reichste Land der Welt geführt hat!"

Vasco de Gama war zu vorsichtig gewesen, um sich in den Schoß der Bucht hinein zu wagen oder in allzu großer Nähe der Küste vor Anker zu gehen, denn er war ja keineswegs schon eines freundlichen Empfangs sicher und wollte es auch nicht darauf ankommen lassen, mit seinen beiden schwachen Schiffen und seiner kleinen Mannschaft einem möglichen feindlichen Angriff zu trotzen. Er war — wie uns Damiao de Goes in einer Lebensbeschreibung König Manuels des Großen erzählt — seiner Zeit mit 148 Gefährten aus der Heimat aufgebrochen; aber diese waren nun beinahe auf die Hälfte 'zusammen geschmolzen, und er lag jetzt vor einem der größten Hafenplätze der Welt, der Hauptstadt eines ansehnlichen Reiches, und seine ganze Zukunft hing von der Stimmung des morgenländischen Herrschers ab, in dessen Bereich der kühne Seefahrer sich nun so unvermittelt und unüberlegt gewagt hätte, nämlich des in Malayalam wohnenden Perumal oder Kaisers, welcher den Titel Tamutiri Radscha oder Samorin, d. h. „Herr des Hügels

und der Welle", führte und von dessen Reiche wir noch später sprechen werden.

Am Eingang der Bucht lag eine kleine Stadt mit Namen Capolade oder Kapullad, etwa sechs Seemeilen von Kalikat; hier fand sich ein sicherer Ankerplatz in passender Entfernung von der Stadt, welcher man doch nahe genug war, daß die Boote leicht hin und her fahren konnten.

Es war am Sonntag den 20. Mai um Sonnenuntergang, als man hier vor Anker ging, und Vasco de Gama hielt es für das Geratenste den anderen Morgen abzuwarten, bevor er sich in irgend einen Verkehr mit denen am Lande einzulassen wagte. Einstweilen trat er mit seinem Bruder Paulo, mit Coelho und dem treuen Mauren Dawan zu einer Beratung zusammen, um zu bestimmen, wie er sich dem König von Kalikat gegenüber verhalten solle.

Anfangs machte Vasco den Vorschlag, er wolle selbst am anderen Morgen ans Land gehen, sich dem Samorin vorstellen und ihm offen den Zweck mitteilen, um dessen willen er nach Indien gekommen sei. Allein Dawan widerriet dies aus innigster Überzeugung und meinte: der König könnte ja feindlich gesinnt sein und in diesem Falle sei nicht abzusehen, was geschehen könnte. Das Beste war nach Dawans Ansicht, zuerst Geiseln für Vascos Sicherheit zu verlangen, wie dies der Brauch im Morgenlande war.

Vasco und die anderen Kapitäne beschlossen nun, dem Könige etwas vorzuspiegeln, um ihn in Respekt und von der Ausführung irgend einer etwaigen feindseligen Absicht abzuhalten — sie wollten nämlich vorgeben, der König von Portugal habe eine große Flotte von fünfzig Schiffen ausgesandt, die beiden Caravellen „San Raphael" und „San Gabriel" seien in einem Sturm von der übrigen Flotte getrennt worden und nach Kalikat gekommen, um hier die

Ankunft der übrigen Schiffe abzuwarten. Der König würde dann aus Furcht Anstand nehmen, ihnen heimtückisch und treulos zu begegnen, damit nicht die Flotte, wann sie komme und das Geschehene erfahre, die Stadt bombardiere und zerstöre.

Um sich nun zuvörderst Gewißheit darüber zu verschaffen, ob er mit dem Samorin einen freundschaftlichen und friedlichen Verkehr anbahnen könne, schickte er am Morgen nach der Ankunft seinen maurischen Lotsen Maleng Kana mit einem seiner portugiesischen Offiziere an den Samorin, um demselben seine Ankunft zu melden und zu fragen, wann es demselben gefällig sei, ihn zu empfangen. Kana begab sich zwar nach dem Palaste des Samorins, allein dieser war nach einem seiner Lustschlösser abgegangen, welches fünf Legoas oder portugiesische Meilen landeinwärts lag, und Kana folgte ihm dorthin um keine Zeit zu verlieren, und daher ohne umzukehren oder erst Bericht abzustatten. Der maurische Lotse blieb aber nicht nur diesen ganzen Tag, sondern auch den größten Teil des folgenden aus, so daß Vasco seinetwegen bereits besorgt wurde; allein gegen Abend kehrte Maleng Kana in Begleitung eines einheimischen Lotsen zurück, welchen der Samorin ihm mitgegeben hatte, um die Caravellen in den Hafen zu bringen. Der Samorin ließ Vasco sagen, er werde ihm einen Tag bestimmen, wo er ihn empfangen und ihm Gehör schenken könne; er möge nur seine Schiffe erst in einen Hafen bringen, wo sie vor den Wetterstürmen geschützt wären. Vasco sah in dieser Sorgfalt des Samorins für die Caravellen einen Beweis von freundlicher Gesinnung, und ließ daher seine Schiffe durch den eingeborenen Lotsen nach dem schon erwähnten benachbarten Hafen Kapullad bringen, wo er vor Anker ging und mehrere Tage vergebens auf Bescheid vom Samorin wartete. Inzwischen waren einige Zollbeamte des Samorin an Bord gekommen,

um sich die Schiffe zu betrachten, und mit denselben als Dolmetscher auch ein Araber Namens Monsayd, welcher mit Maleng Kana bekannt war und etwas Spanisch und Portugiesisch sprach, weil er früher in Oran mit den Portugiesen Handel getrieben hatte. Dieser Monseyd, von welchem wir noch später sprechen werden, leistete Vasco die wichtigsten Dienste und begleitete ihn endlich sogar nach Portugal zurück. —

Am Morgen nach der Ankunft der Caravellen war kaum die Sonne aufgegangen, so fanden sich schon eine Menge Boote um die beiden Schiffe ein, alle gefüllt mit mehr oder weniger dunkelhäutigen braunen Eingeborenen, welche bis auf eine Art Schürze von buntem Zeug um die Lenden ganz nackt waren. Auch am Strande wimmelte es bald von Menschenhaufen, welche verwundert und neugierig die beiden Schiffe betrachteten, als ob dieselben ein paar unbekannte Seeungeheuer und plötzlich der Meerestiefe entstiegen wären. Unter den Fahrzeugen der Eingeborenen befanden sich auch einige Fischerboote, welche dicht an die Caravellen herankamen; und Vasco hieß seine Leute die Fischer anzurufen und sie zum Verkauf ihrer Fische aufzufordern. Daraufhin kamen die Fischer auch sogleich an Bord und waren sehr erfreut, gegen ihre Waaren in Tausch einige Silbermünzen zu erhalten, auf welche sie sogleich mit den Zähnen bissen, um ihre Echtheit zu erproben. Die maurischen Lotsen erzählten diesen Fischern das Märchen wegen der Flotte von fünfzig Schiffen, welches Vasco erfunden hatte, und von welchem die eingeborenen Fischer nun sogleich den Leuten am Lande Kunde gaben.

Die Nachricht gelangte rasch zu den Ohren des sogen. Samorin, des Königs von Kalikat, und dieser hieß die Fischer ihre Boote sogleich mit Feigen, Kokosnüssen, Hühnern und anderen Lebensmitteln

beladen, diese nach den Caravellen hinaus bringen und sich auf die Lauer legen, um soviel wie möglich zu erfahren.

Bald darauf kam auch ein mit Holz beladenes Boot an die Langseite des „San Raphael“; weil man aber noch genügend mit Holz versehen war, weigerte sich Vasco welches zu kaufen, und die Leute im Boot fuhren sehr in ihren Hoffnungen getäuscht hinweg; da ließ Vasco sie zurückrufen und etwas Geld unter sie austeilen, und erwiderte Dawan auf dessen Frage, warum er dies thue: „Dies sind arme Leute; sie wollten mir ihr Holz verkaufen und mußten nun unverrichteter Dinge und traurig heimfahren. So habe ich ihnen denn etwas Geld gegeben, damit sie sich wenigstens ihre Mühe nicht umsonst gegeben haben, denn so pflege ich diejenigen zu behandeln, welche mir zu dienen versuchen.“

Diese Antwort des Oberbefehlshabers wurde den Eingeborenen mitgeteilt, welche nach der Rückkehr ans Land sie auch ihren Landsleuten mitteilten und darauf eine günstige Meinung von den Portugiesen hervorriefen.

Nun wollen wir aber auch einen Blick auf das Land, welches Vasco de Gama mit seinen Schiffen erreicht hatte, und auf dessen Zustände werfen. Der südwestlichste Teil der großen Halbinsel, welche man Vorder-Indien oder Indien diesseit des Ganges nennt, heißt bekanntlich von Mangalur bis herunter zum Kap Komorin die Malabarküste. Und wie die ganze große Halbinsel aus verschiedenen größeren und kleineren selbständigen Reichen bestand, wie Multan, Delhi, Kospetir, ein Teil von Bengal, Orissa, Mandu, Schitor, Gudscherat oder Kambaya, Dekkan, Bisnagr u. s. w., welche je unter eigenen Herrschern standen, so zerfiel auch die Südspitze der Halbinsel in mehrere größere und kleinere Königreiche und Fürstentümer. Das eigentliche Küstenland von Malabar, dem Ara-



bischen Meere entlang und westwärts von der mächtigen Bergkette der Ghats, hieß Malayalam (wie wir schon erwähnt haben), erstreckte sich von Mangalur bis zum Kap Komorin und ward von dem Perumal oder Kaiser beherrscht, welcher den Titel Samorin oder Tamutiri Radscha führte und unter dessen Oberherrschaft sich eine Anzahl kleinerer oder Lehensfürsten befand. Allein nicht alle diese Vasallen kamen ihren Lehenspflichten gegen den Samorin getreulich nach, und namentlich einer derselben, der Radscha der Halbinselstadt Cotschin, in der Provinz Trawankor an der Südwestspitze von Malabar, benahm sich sehr unabhängig und stolz gegen den Samorin und betrachtete sich als eine Art geistlichen Oberhauptes der Malabaren, weil in seinem Gebiete Quilon, der Hauptsitz der Brâmanen oder Priester, lag. Die Priesterkaste erfreute sich im malabarischen Reiche des höchsten Ansehens, genoß die bedeutendsten gesellschaftlichen Vorrechte und übte auch einen großen politischen Einfluß aus, denn sie hatte diesem Staate eine ganz besondere höchst schlaue Einrichtung gegeben. Es durfte nämlich im ganzen Reiche niemand Waffen tragen, als die Kriegerkaste, die Najer, welche nächst der Priesterkaste das meiste Ansehen genoß und ein Heer von Berufssoldaten bildete, welche auf den Befehl ihres Oberherrn mit blindem Gehorsam und unerschütterlicher Festigkeit in Kampf und Tod zu gehen pflegten. Dieser Kriegerstand war erblich und kein männlicher Nachkomme konnte und durfte sich demselben entziehen; die Knaben und Jünglinge wurden auf Staatskosten erzogen, in Fechterschulen eingeübt, erhielten in einem gewissen Alter und nach abgelegter Waffenprobe von dem Radscha den Ritterschlag und wurden dann in eine Art Ordensregister eingetragen. Sie bildeten gleichsam den Adel des Reiches und erfreuten sich mancher Vorrechte, aber auch gewisser Beschränkungen; sie durften nämlich nicht heiraten



keine Familie gründen und waren dadurch von allen übrigen Bestandteilen der bürgerlichen Gesellschaft vollständig abgesondert, die Frauen ihrer Kaste waren allen Männern gemeinsam, und das Familiengut vererbte sich darum immer nur auf die Schwesterkinder, niemals aber auf den Sohn, wie noch später gezeigt werden wird. Dadurch gewann der Samorin ein zahlreiches, starkes und blind ergebenes Heer, das mächtigste Werkzeug eines Gewalthabers, und hierdurch sowie durch seinen regen Handel war auch Kalikat zu der bedeutenden und reichen Stadt geworden, die es damals war. Der berühmte venezianische Reisende Marco Polo (1256—1323), welchem wir das meiste von unserer Kunde der Geographie von Asien im Mittelalter verdanken, hat in dem Bericht über seine Reise von 1271 zu dem Tatarenkhan Kublai Kalikats nicht erwähnt, allein der nur um ein Menschenalter später lebende arabische Reisende Ibn Batuta (1302—1377) lobt es als einen der fünf größten Häfen der Welt, weil dort unter der sorgsamen Rechtspflege seiner klugen und gerechten Herrscher die höchste Sicherheit des Eigentums und die größte Handelsfreiheit blühte, und weil es hierdurch eine der größten und reichsten Städte Indiens geworden war. Da die Araber im frühen Mittelalter die regste Handel und Schiffahrt treibende Nation waren, ganz ähnlich wie die ihnen stammverwandten Phönizier im Altertume, so hatten sich arabische Kaufleute frühzeitig in Kalikat angesiedelt, sich die Vergünstigung zur Unterhaltung zweier Moscheen und einer eigenen Gerichtsbarkeit nach den Bestimmungen des Korân und ein solches Ansehen — oder, nach der dichterischen Ausdrucksweise der Hindu, eine so hohe Kaste — errungen, daß sie sich sogar mit Töchtern der Najer verheiraten durften. Diese arabischen Kaufleute nun, welche so wesentlich zum Glanz und Emporblühen von Kalikat beigetragen hatten, sahen durch das Erscheinen

der portugiesischen Schiffe sich gewissermaßen in ihren Interessen bedroht und verletzt, und mußten befürchten, daß wenn die Portugiesen sich an diesen Küsten festsetzten, sie einen großen Teil des ergiebigen Handels zwischen Morgenland und Abendland an sich reißen würden, welchen die Araber früher allein auf dem Landwege über Persien, Arabien und Mesopotamien, wie auf dem Seewege über das Rothe Meer nach dem Mittelmeer, betrieben hatten. Darum waren sie schon von vorn herein den Fremdlingen feind und suchten jene späteren Zwistigkeiten herbeizuführen, welche zwischen dem Samorin und Vasco de Gama ausbrachen und von denen wir noch zu berichten haben werden. — Nur beiläufig aber wollen wir hier noch bemerken, daß der Glanz von Kalikat fast ungemindert im 16., 17. und 18. Jahrhundert fortdauerte und erst erblich, als Tippu Sahib 1789 unter unerhörten Gräueln gegen die Bevölkerung die ganze Stadt zerstören ließ, welche später, nach Tippu Sahibs Besiegung, an die Briten kam und allmählich wieder aufgebaut und bevölkert wurde, allein niemals wieder seine frühere Blüte erreichte. Jetzt erhebt sich die neue Stadt neben den Trümmern der alten und ist der Hauptsitz des Handels mit Reis und Bauholz besonders nach Bombay, hat aber keinen künstlich geschützten Hafen, sondern nur eine offene Rhede für Schiffe von 5 bis zu 8 Meter Tiefgang. —

Drei Tage lang beschränkte sich der Verkehr der Portugiesen nur auf den Handel mit den Fischern; am vierten Tage aber kam ein Boot vom Lande an den „San Raphael“ her gefahren und brachte einen vornehmen Najer als Gesandten des Samorin. Dieser Najer, ein stattlicher, hochgewachsener Mann von ebenmäßigem Körperbau und dunkler Hautfarbe, war bis auf eine kleine Lendenschürze

von weißem Zeug ganz nackt; sein Haar war dicht an den Kopf gekämmt und als Waffe trug er einen kleinen runden Schild, einige hölzerne Schleudern und ein kurzes, blankes Schwert mit eisernem Griff; er weigerte sich an Bord zu kommen, sondern unterhielt sich von seinem Boot aus durch einen Dolmetscher mit Vasco de Gama. Der Auftrag des Samorin ging dahin, bei den Fremdlingen anzufragen, wer sie wären und was sie in Kalikat wollten.

Vasco antwortete ihm hierauf und erklärte, er habe nur darum seither noch keinen Boten an den Samorin geschickt, weil er bisher noch keine Erlaubnis dazu von demselben erhalten habe; er wolle jedoch nun mit dem Najer einen Boten ans Land schicken, welcher dem Samorin seine Antwort überbringen soll. Der Maure Dawan ging daher mit dem Najer ans Land, ward zum König geführt und bestellte demselben die Botschaft, welche Vasco de Gama ihm aufgetragen hatte. Er berichtete dem König, die Portugiesen kämen von dem mächtigsten christlichen Könige in der ganzen Welt, welcher eine Flotte von fünfzig Schiffen ausgeschickt habe, von der die beiden gegenwärtigen durch einen Sturm getrennt worden seien; die Fremdlinge seien gekommen, Frieden und Freundschaft mit dem Samorin zu machen und Ladungen von Pfeffer und Spezereien gegen die schönen Tücher und die Schätze von Gold und Silber einzutauschen, welche sie mitgebracht haben.

Der Samorin schien sehr überrascht von dem Gehörten und begann sich ernstlich mit seinen Höflingen zu beraten, während einer von seinen Beamten den Mauren darüber ausfragte, wie es komme, daß er bei den Portugiesen sei. Dawan erklärte es ihm und machte ihm überdies eine sehr lebhafte Schilderung von den reichen und großmütigen Geschenken, welche Vasco dem König von Melinda

gegeben habe. Und da der Samorin sehr habsüchtig zu sein schien, so ließ er, nachdem er dies erfahren, Dawan beeifert versichern, daß Vasco in Kalikat willkommen sein solle und daß er seine Schiffe mit soviel Pfeffer und Spezereien anfüllen wolle, als er nur mit sich führen könne. Ferner ließ er Dawan ein reiches Geschenk von Feigen und Hühnern für den Kapitän reichen und schickte ihn damit nach dem „San Raphael“ zurück.

Die Rückkehr des Mauren mit der freundschaftlichen Botschaft und den Geschenken des Samorin verursachte den Gebrüdern de Gama große Freude, denn es stellte ihnen die Möglichkeiten in Aussicht, ein Freundschafts- und Friedensbündnis mit dem Herrscher von Kalikat zu schließen und eine Ladung von wertvollen Waren zu erhalten, um damit nach Portugal heimzukehren. Sie thaten sich gütlich mit den vom Samorin geschickten Lebensmitteln und beschlossen, Dawan am folgenden Tage mit anderen Botschaften ans Land zu senden. Dawan begab sich daher am folgenden Tage nach der Stadt und berichtete dem Samorin, der Kapitän wolle sich erst auf den Handel einlassen, wenn er einen Friedensvertrag abgeschlossen habe, und bat daher den Samorin, Geiseln nach den Schiffen hinauszuschicken, damit der Kapitän ans Land kommen und den Brief übergeben könne, welchen er vom Könige von Portugal zu übergeben habe.

Allein inzwischen war der Samorin, welcher anfangs so beeifert erschien, einigermaßen umgestimmt worden. Er hatte sich nicht nur mit seinen Räten und den Großen seines Reichs beraten, sondern war auch einem andern mächtigen Einfluß unterworfen worden, welcher ihn abgünstig und feindselig gegen die Portugiesen zu stimmen suchte. Nach dem Wenigen, was wir schon oben über die in Kalikat an-

sässigen arabischen Kaufleute und Schiffer gesagt haben, werden unsere Leser bereits erraten haben, daß die Ränke, welche gegen die Portugiesen gespielt wurden, von dieser Seite kamen, und wir wollen, bevor wir weiter uns von diesen Ränken erzählen, noch eine kurze Schilderung von dem damaligen Kalifat und seinem Herrscher geben.



Elftes Kapitel.

Nähere Nachrichten über Kalikat.

Kalikat war, wie schon erwähnt, zur Zeit von Vasco de Gamas erster Reise eine der größten, reichsten, und berühmtesten Städte Indiens, deren Ruf sogar bis nach Europa gedrungen war und von welcher man wußte, daß dort einer der mächtigsten Herrscher des Morgenlandes wohne. Da es an der südwestlichen Küste von Indien, inmitten eines reichen und fruchtbaren Landes lag, und einen guten Hafen hatte, so war es der Mittelpunkt eines ausgedehnten und blühenden Handels. Hierher kamen die großen Kaufleute aus Arabien und Ägypten, um die kostbarsten Gewürze, Spezereien und andere Waren und Erzeugnisse Indiens zu holen; und hierher kamen anderseits auch die Hindu aus dem Innern, um die von jenen Kaufleuten gebrachten Waren, welche zum Teil aus dem fernen Venedig und Genua stammten, gegen ihre eigenen Erzeugnisse einzutauschen.

Kalikat lag in einer niedrigen flachen Gegend, worin nur einige wenige höhere Hügel die allgemeine Ebene unterbrachen und den Ozean überschauten. Der Sage nach war die ganze Gegend ehedem Meeresgrund gewesen und nur auf die Fürbitte der Bramanen-Priester, welche den Gott der Gewässer um diese Gnade gebeten hatten, von den Fluten verlassen worden.

Schon drei oder vier Jahrhunderte vor Vascos Ankunft daselbst hatten arabische Schiffer aus Dschidda und Kaufleute aus Mekka, als sie in ihren ungeschlachten rohen Schiffen diesen Teil des arabischen Meeres der Küste entlang befuhren, diesen Teil von Indien entdeckt und in Kalikat gelandet. Kühne und unternehmende Leute, wie alle Araber, hatten sie bald den Handel mit Indien für sehr gewinnbringend erfunden, und unterhielten nun seit einer langen Reihe von Jahren eine lebhafte Schifffahrtsverbindung mit der Malabarküste und fuhren mit vielen Schiffen und reichen Ladungen hin und her. Allmählich wußten die Kaufleute sich in Kalikat und anderen Häfen dieser Küste festzusetzen und nicht nur den Handel mit diesen Eingeborenen, welchen sie als Rasse an Thatkraft, Verstand und Unternehmungsgeist weit überlegen waren, ganz in ihre Hände zu bringen, sondern auch diese Gelegenheit und ihren Einfluß zu benützen, um viele der Bewohner zum Islam, d. h. der Religion Mohammeds, zu bekehren.

Zu jener Zeit herrschte in derjenigen Provinz der Malabarküste, von welcher Kalikat die Hauptstadt war, ein Fürst Namens Permalu oder Perumal, welchen der Radscha von Khaldisch (der Oberherrscher in diesem Teil von Indien) als Statthalter angestellt, welcher aber die Lehensherrlichkeit und Obergewalt des Radscha abgeworfen und sich zum unumschränkten Könige in Malabar aufgeworfen hatte.

Darin hatten ihn die arabischen Schiffer und Kaufleute unterstützt und überhaupt einen solchen Einfluß über ihn gewonnen, daß Perumal selbst zum Islam übergetreten war. Darob empörten sich die Großen seines Reiches gegen ihn und Perumal, der Mühen und Sorgen der Herrschaft müde, verteilte nun seine Besitzungen unter verschiedene Verwandte und Häuptlinge und zog sich für den Rest seines Lebens nach Mekka zurück. Mit der Stadt Kalikat und ihrer

Umgebung belehnte und belohnte er einen seiner Günstlinge von niedriger Herkunft, einen ehemaligen Kuhhirten, welcher ihm in den Kriegen gegen den Radscha tapfer gedient hatte und der nun unter dem Titel eines Samorin die Regierung antrat. Von diesem Kuhhirten stammten die nachfolgenden Samorins oder Herrscher von Kalikat ab. Alle diese Fürsten aber begünstigten — trotz dem Schicksal, welches den Perumal wegen seines Übertritts zum Islam getroffen hatte, — die Niederlassung und den Handel der arabischen Kaufleute in Kalikat, und ließen sie ruhig gewähren, wenn sie auch beliebig viele von den Eingeborenen zu ihrer Religion bekehrten. Sie waren froh, daß die Araber so viel Reichtum nach der Stadt brachten und derselben einen lebhaften Handelsverkehr sicherten, und die Araber bemühten sich durch häufige und kostbare Geschenke sich die Gunst der Samorins zu erhalten.

Der Handel zwischen den Arabern und Hindu umfaßte eine Menge kostbarer und nützlicher Artikel. In den Warenspeichern zu Kalikat fand man nicht nur Gewürze und Spezereien, sondern auch Edelsteine, Moschus, lakirte und irdene Waren, Porzellan, Gold, Ambra, Wachs und Elfenbein, Baumwollen- und Seidenzeug, Gold- und Silberdamast, Getreide, Teppiche, Shawls, Kupfer, Quecksilber, Zinnober, Alaun, Korallen, Rosenwasser, eingemachtes Obst und Nahrungsmittel aller Arten in erstaunlicher Fülle.

Die Stadt war so groß, daß sie fast den Flächenraum einer Quadratmeile einnahm und ihr Handel so blühend und erfolgreich, daß manche der hier wohnenden arabischen und indischen Kaufleute bis zu fünfzig Schiffen besaßen und daß nicht selten fünf- bis sechshundert fremde Schiffe im Laufe eines einzigen Winters hier im Hafen einliefen. Die Zölle und Gefälle, welche die Samorins oder Fürsten auf die ausgeführten und eingeführten Waren erhoben,

hatten diese reich und mächtig gemacht, so daß sie imstande waren, Heere von hunderttausend Mann aufzustellen und sich die beiden benachbarten Könige von Kulan oder Quilon und von Kannanur zu unterwerfen und zu Vasallen zu machen. Die Samorins zählten sich zu der Kaste der Priester oder Bramanen und es war ein altes Gesetz und Herkommen in Kalikat, daß die Samorin in der Pagode oder dem Tempel der Hindu-Gottheiten sterben müßten. Die Tracht der Samorins wich nur wenig von derjenigen des Volks ab und bestand in einer Art Weiberrock von Seide oder Baumwolle, der von der Hüfte bis zu den Knöcheln reichte und den Oberkörper ganz nackt ließ. Nur in Ausnahmefällen trugen sie über letzteren kurze Tuniken oder Hemden von Scharlachzeugen oder Golddamast. Sie rasierten sich den Bart bis auf den Schnurbart ab, schoren aber das Kopfhaar nicht ab, wie die Moslimen oder Mohamedaner. Auch hatten die Samorins immer mehrere Weiber zu gleicher Zeit, welche sie nach Belieben wieder wegschicken konnten, und die Thronfolge war so geregelt, daß nicht die Söhne, sondern die Brüder den Thron erbten, und daß, wenn kein Bruder mehr da war, die Regierung an die Söhne der Schwestern des letzten Samorin überging.

Es herrschten in Kalikat überdem die seltsamsten Sitten und Bräuche, von denen wir hier nur einige wenige schildern wollen. Die Samorins waren sehr mutig und kriegerisch, führten ihre Truppen selber in den Kampf und stellten sich in den vordersten Reihen der Gefahr bloß. Wenn dann ein Sam[illegible] auf dem Schlachtfelde erschlagen war, wurde [illegible] Leiche [illegible] Tage in ein Feld hinausgeführt, auf einen [illegible]holz und anderen kostbaren und wohl[illegible] welchen seine Verwandten und [illegible] dann unter dem Wehklage[illegible]

brannt und die Asche gesammelt und vergraben. Hierauf mußten alle Verwandten bis auf die Kinder herab, zum Zeichen der großen Trauer, sich alle Körperteile scheeren, und die nächsten vierzehn Tage hindurch dem beliebten Genuß des landesüblichen Betel-Kauens entsagen; und wer gegen dieses Verbot fehlte, dem wurden zur Strafe die Lippen mit einem scharfen Messer abgeschnitten.

Nach Verlauf dieser vierzehn Tage ward der neue Samorin in Gegenwart des ganzen Hofes eingeschworen und beeidigt. Den Eid legte er dadurch ab, daß er in der rechten Hand eine brennende Kerze hielt, an welcher ein Goldreif angebracht war, und daß er diesen Reif mit den Fingern der linken Hand berührte. Hierauf ward er mit Reiskörnern beworfen, und unter lauten Gebeten der Priester warf sich die Versammlung dreimal vor der Sonne auf die Kniee nieder.

Erst nach Beendigung dieser Feierlichkeit durften alle außer dem neuen Monarchen wieder Betel kauen; dieser aber mußte ein ganzes Jahr hindurch um seinen Vorgänger trauern und durfte während dieser ganzen Zeit weder Betel kauen noch Fische oder Fleisch essen, noch seinen Bart scheeren oder auch nur seine Nägel schneiden. Er durfte täglich nur ein einziges Mal essen, nachdem er zuvor ein Bad genommen, und mußte gewisse Stunden jedes Tages sich zurückziehen und zum Gebet verwenden. Nach Ablauf dieses Trauerjahres feierte der Samorin eine Art Messe für die Ruhe der Seele seines Vorgängers vor einem ungeheuren Zusammenlauf des Volkes, und dann erst hatten seine Entbehrungen ein Ende.

Wir haben b[illegible] der eigentümlichen Einrichtung der Kriegerkaste oder Najer [illegible] welche gewissermaßen den Adel unter den [illegible]geborenen bild[illegible]ne bedeutende Stellung in der ganzen [illegible]schaft einnahm[illegible] Najer gingen nackt und barfuß und

trugen nur eine Lendenschürze oder einen Rock von buntem Stoff, welcher von den Hüften bis zu den Knieen reichte, und als Kopfbedeckung einen kleinen Turban. Ihre Waffen bestanden in Pfeilen und Bogen, Schleudern, Speeren, Dolchen und einer Art roher kurzer Schwerter, und sie bildeten ein tapferes und gut diszipliniertes Heer, welches ganz vom Samorin unterhalten wurde. Jeder Najer hatte seinen eigenen Edelknaben oder Knappen zu seiner Bedienung und genoß besondere Vorrechte. Kein Najer konnte seine Kaste verlieren und zum Bauern gemacht werden, und noch weniger durfte der Samorin einen Bauern zum Najer machen, denn ein solcher konnte man nur durch Geburt werden. Kein Najer konnte wegen irgend eines Vergehens ins Gefängnis geworfen werden, und verfiel der Todesstrafe nur, wenn er einen andern Najer oder eine Kuh (als das den Hindu heilige Tier) getötet oder lästernd vom Samorin gesprochen hatte. Bei einem solchen letztern Vergehen sandte der Samorin dann einige andere Najer aus, welche den Übelthäter da erschlugen, wo sie ihn trafen, und dem Getöteten dann den königlichen Befehl zu seiner Hinrichtung auf die Brust hefteten.

Kein Najer aber durfte Waffen tragen oder mit in den Krieg ziehen, bevor er zum Ritter geschlagen war, wie wir schon gesehen haben. Vom siebenten Jahre an wurde der junge Najer für das Kriegshandwerk vorbereitet und in den Waffen geübt [illegible] Gelenke wurden gereckt und gedreht, um [illegible] geschmeidig zu [illegible] und er wurde dann nach Maßgabe se[illegible]kraft all[illegible] dem Gebrauch der verschiedenen W[illegible] gemacht [illegible] es eine eigene Klasse von Fe[illegible]genannte welche in besonderem Ansehen [illegible] ihre Schüler lebenslang ganz besond[illegible] erweisen. Ein Najer hörte lebenslang [illegible] im [illegible]

zu genießen, denn er mußte jedes Jahr zwei Monate lang unter den Augen der Fechtmeister und Lehrer Waffenübungen mitmachen.

Sobald ein Najer nach Vollendung seiner Vorbereitungen den Ritterschlag erhalten hatte und somit in den praktischen Heeresdienst eintreten wollte, begab er sich unter dem Geleite aller seiner Verwandten zu dem Samorin und machte demselben ein Geschenk von sechzig Fannons oder Goldstücken, deren jedes einen Wert von ungefähr sechzehn Mark nach unserer deutschen Währung hatte. Der Samorin richtete nun die Frage an ihn, ob er Dienste zu nehmen und diese treulich zu thun gesonnen sei, ließ ihn dann, wenn der junge Najer die Frage beantwortet, durch einen seiner Beamten mit einem Schwert umgürten, legte ihm die rechte Hand auf das Haupt, sprach ein kurzes Gebet und umarmte den neuen Ritter.

Im Bewußtsein ihrer Vorrechte schauten die Najer geringschätzig auf die unteren Klassen der einheimischen Bevölkerung herab, von welchen sich viele zum Islam bekehrt hatten. Wenn diese armen Leute auf der Gasse oder Landstraße gingen, so mußten sie fortwährend mit lauter Stimme „hu hu!" rufen, damit wenn ein Najer desselben Weges komme, er ihnen den Befehl geben könne, ihnen auszuweichen. Auf einen derartigen Befehl mußten sie dann vor ihm entfliehen oder ins Gebüsch eilen, denn wenn sie ihm nicht ausweichen, hatten die Najer das Recht, sie auf der Stelle zu töden.

Weil aber die Araber im Lauf der Zeit durch ihre Handelsthätigkeit in Kalikat sehr reich und mächtig geworden waren, wie wir gesehen haben, so verwendeten sie einen Teil ihres Einflusses beim Samorin dazu, daß sie diejenigen Leute aus dem Volke, welche Moslemen geworden waren, vor Mißhandlung zu schützen suchten, [illegible] der Samorin sagte ihnen das zu. Infolge davon nahmen [illegible] jenen armen Bauern, welche in Wald und Feld wohnten

und nur von Pflanzenstoffen und Landkrebsen lebten, die Religion der Araber an und entzogen sich hierdurch der Macht und Mißhandlung der übermächtigen tyrannischen Najer.

Kalikat bestand meist aus strohgedeckten Hütten, aber es zählte auch viele aus Backsteinen und behauenen Werksteinen erbaute Tempel, Pagoden, Paläste und Wohnungen oder Warenspeicher der arabischen Kaufleute, welche mit Ziegeln gedeckt und mehrere Stockwerke hoch waren. In den ausgedehnten Vorstädten sah man viele Gärten und Obsthaine mit Palmen, Obstbäume, Teiche und Brunnen voll köstlichen Wassers. Die Schiffe, welche man im Hafen traf, glichen an Bauart meist denjenigen, welche Vasco de Gama schon an der afrikanischen Küste gesehen hatte, sie waren nämlich ohne Nägel und Eisen erbaut und die Planken, Balken und Spannhölzer nur mit Stricken aus den Fasern der Hülle der Kokosnüsse zusammengebunden, lauter Flachboote, ohne Kiel, also Schiffe von der allereinfachsten und ursprünglichsten Bauart.

Die Ankunft der portugiesischen Schiffe vor Kalikat hatte jene reichen und mächtigen arabischen Handelsherren in nicht geringe Unruhe und Bestürzung versetzt. Der Umstand, daß die Portugiesen zu einer solch ungewöhnlichen Jahreszeit — dem Winter, wo im Hafen von Kalikat wenig Bewegung und die fremden Schiffe schon alle abgegangen waren — ankamen, bewies den Arabern zwar, daß die Fremdlinge mit der Schifffahrt in diesen Gewässern noch nicht vertraut waren, allein jene fürchteten dennoch, diese Europäer könnten zum mindesten ihre Nebenbuhler im Handel werden, wo nicht gar ihnen selbst den Verkehr ganz aus der Hand winden. Seither hatten sie keine Mitbewerbung gehabt und waren durch ihren Handelsbetrieb immer reicher und reicher geworden. Sie erblickten daher in den Schiffen der Portugiesen nur die Vorläufer

von Flotten, welche aus Europa kommen und die reichen Ladungen davon führen würden, welche sie selber bisher zu erlangen gewußt hatten. Die Araber, welche zu dem reichsten Teile der Bevölkerung von Kalikat gehörten und beinahe allein steinerne Häuser besaßen, thaten sich daher jetzt zusammen in der Absicht die Portugiesen beim Samorin anzuschwärzen und diesen gegen die Fremdlinge einzunehmen, während sie zugleich diese durch Einschüchterung entfernen wollten. Zu diesem Zwecke sandten sie auch Boote nach allen anderen Städten der Malabar-Küste und ließen die übrigen arabischen Kaufleute vor der ihnen drohenden Gefahr warnen, so daß viele von diesen nach Kalikat kamen, um ihren Landsleuten in der Beseitigung der Portugiesen beizustehen.

Es galt vor allem, sich einiger der höchsten Beamten des Samorin, nämlich seines Schatzmeisters, seines Goßil oder Ministers und des Katwal oder obersten Polizeiministers zu versichern, von welchen namentlich der letztere sehr einflußreich war und eine beinahe unumschränkte Macht besaß. Diese drei Beamten waren nach der Landessitte sehr für Bestechungen zugänglich, gingen daher auf das Ansinnen der arabischen Kaufleute bereitwillig ein. Sie versprachen den Samorin vor den Fremdlingen zu warnen und demselben zu sagen, die Portugiesen seien reich, brauchten keinen Handel zu treiben und seien auch nicht in dieser Absicht hierher gekommen, sondern nur um sich die schönen und wohlhabenden Reiche Indiens zu unterwerfen; die beiden Caravellen seien offenbar nur ausgesandt um zu erspähen, ob und wie diese indischen Reiche zu erobern seien, und wie es daher am besten sein würde, die Fremdlinge niederzumachen und deren Schiffe zu verbrennen, damit sie keine Kunde in die Heimat senden könnten. Es galt ja, den Samorin zu über-

zeugen, daß seine Sicherheit und diejenige der übrigen indischen Herrscher nur davon abhingen.

Es war jedoch den drei Beamten nicht so ganz Ernst mit ihrer Zusage, denn sie wollten vorsichtig zu Werke gehen und sich nicht zu sehr bloßstellen, falls es dem Samorin beliebte, doch mit den Portugiesen anzubinden, da unverkennbar Dawans Schilderungen von der Macht und dem Reichtum des Königs von Portugal und von den reichen und kostbaren Geschenken, welche Vasco de Gama dem Könige von Melinda gemacht habe, die Habgier des Samorin nicht wenig erregt hatten. Die drei hohen Hofbeamten nahmen daher einstweilen die Geschenke und das Gold der arabischen Kaufleute und ließen warnende Winke gegen den Samorin fallen, welche jedoch vorerst nichts weiter bewerkstelligten, als daß sie den Herrscher von Kalikat unschlüssig machten.

Der Samorin war noch immer geneigt mit Vasco de Gama in Verkehr zu treten, stand aber noch unter dem Einfluß der warnenden Mitteilung des Goßil, als Dawan, wie schon erwähnt, zum zweitenmal zu Hofe kam. Der Herrscher verschob daher seine Antwort wegen der Geiseln, welche Vasco verlangt hatte, auf ein andermal und bat Dawan nach dem Schiff zurückzukehren und den Kapitän einzuladen, er möge irgend jemand nach Kalikat herüberschicken, welcher sich die Stadt ansehe und Einkäufe mache und welchem Sicherheit und freies Geleite verbürgt werden. Dieses unverkennbar aus Argwohn und Mißtrauen hervorgehende Zögern des Samorin war Vasco de Gama sehr ärgerlich und unbequem, allein er beschloß der Sache die bestmöglichste Seite abzugewinnen und durch seine ganze Handlungsweise jedes Mißtrauen aus der Seele des indischen Herrschers zu verbannen, damit er sich denselben zum Freunde gewinne und wenigstens Warenladungen für seine

Schiffe bekomme, um bei seiner Rückkehr in die Heimat den König Manuel von dem Gelingen der Reise zu überzeugen.

Unter den Strafgefangenen an Bord des „San Raphael" war ein gewisser Joao Nuñez, ein Mann von ungewöhnlichem Verstand und Scharfblick, welcher auch der hebräischen und der arabischen Sprache mächtig war. Diesem befahl er mit Dawan ans Land zu gehen, alles genau zu beobachten, auf alles was die Leute sagten genau zu hören, deren Fragen aber nur mit der größten Vorsicht zu beantworten, vor allem aber sich durchaus nicht von Dawan zu trennen. Nachdem Vasco ihm dann noch eine Liste und Geld zum Einkauf von Lebensmitteln und Vorräten mitgegeben und ihm anbefohlen hatte, zwar keine anderen Waaren zu kaufen aber sich die in den Läden und Bazaren ausgestellten genau zu merken, schickte er Nuñez und Dawan den anderen Morgen in einem Boote nach der Stadt, wo diese bei ihrer Ankunft sogleich von einer dichtgedrängten Volksmenge umgeben wurden, denn Nuñez war der erste weiße Mann, welchen die Einwohner von Kalikat jemals gesehen hatten, und jedermann drängte sich herzu, um sich dieses wunderbare Geschöpf zu betrachten. Nur mit Mühe gelangten Dawan und Nuñez nach dem Hause des Goßil dem sie sich vorstellten und welcher sie freundlich empfing und nicht nur Erlaubnis zur Besichtigung der Stadt erteilte, sondern auch ihnen einen Diener mitgab, um sie gegen die Zudringlichkeit des Volkes zu schützen. Wie sie nun so durch die Stadt gingen und ihre Einkäufe machten, wurden sie von einigen der arabischen Kaufleute bemerkt, welche nun sogleich zum Goßil liefen und diesen veranlaßten, die beiden Fremdlinge über Nacht zu behalten, damit man sie aushole und irgend etwas erfahre, was die Araber bei dem Samorin gegen die Portugiesen benützen könnten. Inzwischen aber hatte Monsayd ebenfalls die Ankunft der beiden Fremd-

linge erfahren, war ihnen nachgegangen und hatte in einem der Bassare oder Markthallen sich an Nuñez angedrängt und ihm in spanischer Sprache die Warnung zugeflüstert, ja nicht im Hause des Goßil zu übernachten, sondern lieber seine eigenen Gäste in seiner bescheidenen Behausung zu sein. Darauf gingen sie denn auch mit des Goßils Bewilligung und der Zustimmung der Araber ein, welche den Monsayd als ihren Vertrauten und Spion betrachteten. Nuñez und Dawan hatten diesen Tausch auch gar nicht zu bereuen, denn sie wurden freundlich und reich bewirtet und erfuhren nun von Monsayd, er sei ein geborener Spanier aus Sevilla, aber als Knabe schon von einigen Mauren geraubt und nach Asien gebracht worden, wo er, zum Manne erwachsen und wieder in den Besitz seiner Freiheit gelangt, große Reisen gemacht und endlich in Kalikat eine Heimat gefunden habe. Hier habe er sich zwar, um sein Leben zu retten, für einen Moslem ausgegeben und zu den Arabern gehalten, sei aber in seinem Herzen noch immer ein Christ. Joao Nuñez bat ihn nun, am andern Morgen mit nach dem Schiffe zu kommen, wo ihn Vasco de Gama herzlich willkommen heißen würde, und Monsayd ging auf diesen Vorschlag gern ein und begleitete die beiden, nachdem sie sich in aller Artigkeit von dem Goßil verabschiedet hatten, an Bord des „San Raphael“.

Die Gebrüder de Gama, welchen Monsayd auf dem Verdeck vorgestellt wurde, waren nicht wenig erstaunt, hier einen Mann zu finden, der geläufig Spanisch sprach, und sie behandelten denselben — zumal als sie sein Schicksal erfahren hatten, — mit rücksichtsvoller und gewinnender Artigkeit, daß Monsayd davon tief ergriffen war. Vasco vertraute ihm offen den Zweck seiner Reise an, und stellte verschiedene Fragen über die Verhältnisse von Kalikat an ihn, unter anderm auch, ob er glaube, daß der Samorin freundlich gegen die

Portugiesen sein werde. Da gestand Monsayd tief erschüttert und zerknirscht dem Oberbefehlshaber, er sei eigentlich von den arabischen Kaufleuten gedungen worden, den Spion an den Portugiesen zu machen, in dieser Absicht an Bord ihrer Schiffe zu gehen und alles auszuforschen und auszuspähen, was er nur erlangen könne, um es dann seinen Auftraggebern zu hinterbringen; er sei aber durch die freundliche Behandlung der Portugiesen und das Wiedersehen christlicher Landsleute so sehr gerührt und in seinem Gewissen erschüttert worden, daß er fortan der treueste Diener und ergebenste Freund der Gebrüder de Gama sein werde. Hierauf enthüllte er denselben die ränkevollen Pläne der arabischen Kaufleute nnd erbot sich, allfällig die Rolle eines Spions weiter fort zu spielen, um die Portugiesen fortwährend von den gegen sie gesponnenen Anschlägen in Kenntnis zu setzen. Vasco nahm dieses Anerbieten an, beschenkte Monsayd mit einem Stück grünen Tuchs und versprach ihm für treue Dienste noch eine größere Belohnung, verbot ihm aber zum Schein, wieder an Bord der Schiffe zu kommen, und sandte ihn ans Land zurück.

Vasco de Gama war nun gewarnt und vorbereitet und sah ein, daß er vor allem sich in Geduld fassen mußte, wenn er seinen Zweck erreichen wollte. Trotz seiner wiederholten Bitten verstand der Samorin sich noch immer nicht dazu, Vasco selber zu empfangen, sondern wünschte erst einen Vertrauensmann zu sprechen, welcher ihm die Wünsche der Portugiesen und die Art und Weise, auf welche sie mit ihm einen Freundschafts- und Freundesvertrag machen wollten, vortragen solle. Darauf schickte Vasco seinen zuverlässigen Freund Nicolau Coelho mit einem Geleite von zwölf stattlichen Portugiesen ans Land, um mit dem Samorin zu unterhandeln, nachdem er ihm die eingehendsten Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte.

Als Coelho mit seinen Gefährten in Kalikat landete, wurde er

mit großer Feierlichkeit nach dem Palast des Samorin geführt und hier von dem Goßil empfangen, welcher ihn am Palastthor erwartete. Der Samorin ließ sich entschuldigen, daß er Geschäfte halber den Gesandten nicht empfangen könne, und der Goßil machte daher, weil es ohnedem nahe an Sonnenuntergang war, Coelho den Vorschlag, er möge im Hause eines Christen übernachten, um morgen in der Frühe sogleich zur Hand zu sein, wenn der Herrscher ihm Gehör schenken wolle. Es geschah aber nur, weil der Goßil die Absicht hatte, die Fremdlinge sowohl durch seine Späher ausholen zu lassen als auch ihre Geduld auf die Probe zu stellen. Coelho hatte Vasco versprochen, alles ruhig über sich ergehen zu lassen und die Geduld nicht zu verlieren, und er ergab sich deshalb darein, ward auch mit seinen Leuten in dem Hause gut bewirtet und verpflegt und noch vor Schlafengehen von Monsayd heimlich gewarnt, er solle sich ja nicht von Unmut hinreißen lassen, denn auf den Rat arabischer Kaufleute gehe der Goßil damit um, den Empfang bei Samorin so lange wie möglich hinauszuschieben, um die Portugiesen recht ungeduldig und widerwärtig zu machen, damit sie womöglich Streit anfangen und so den Einheimischen einen Vorwand liefern sollten, den Samorin gegen sie einzunehmen.

Coelho befolgte diesen Rat und als er am anderen Morgen zum Schatzmeister geführt wurde und dieser ihm mitteilte, der Samorin sei unwohl und nicht zu sprechen, aber er, der Schatzmeister wolle die Botschaft in Empfang nehmen, welche Coelho zu überbringen habe, — erklärte ihm Coelho kurzweg, er werde seines Auftrages nur gegen den Monarchen selbst sich entledigen und geduldig auf die Gelegenheit dazu warten.

Dies half; da der Samorin sah, daß die Portugiesen fest auf ihrem Willen beharrten, verstand er sich endlich dazu, den Gesandten

zu empfangen. Coelho fand ihn in einem kleinen schlecht beleuchteten Gemach, wo er auf einem niedrigen, mit einem weißen Tuche überbreiteten Ruhebett saß; er war ein großer hagerer Mann von sehr dunkler Hautfarbe, mit breiter Brust und Schultern, der Oberleib ganz nackt, von den Hüften an nur mit einem langen weißen Weiberrock bedeckt, dagegen mit kostbarem Geschmeide behangen, mit Arm- und Ohrringen, Halsketten u. s. w., und sogar um sein langes, schwarzes, in einem Knoten auf dem Scheitel aufgebundenes Haar noch eine Schnur Perlen gewunden.

Neben dem Ruhebett des Samorin stand ein Bramane oder Priester, welcher der vertraute Rat des Fürsten zu sein schien. Coelho verbeugte sich vor dem Samorin tief und schwieg dann, worauf der Bramane ihn fragte, weshalb er nicht rede. Coelho erwiderte, die gute Sitte erlaube ihm nicht eher zu reden, als bis der Samorin es befehle, und dieser forderte ihn nun dazu auf. Nun entledigte sich Coelho seines Auftrags, wobei der Bramane und Dawan die Stelle von Dolmetschern vertraten. Nach der Audienz mußte Coelho dann vor dem Palastthor auf den Bescheid des Samorin warten, worauf ihm der Bramane ein dürres Palmblatt, mit einigen rohen Strichen und Zeichen darauf, herausbrachte und auf eine Schnur, die er um den Hals trug, beschwur, daß der Samorin dieses Blatt selber unterzeichnet habe, welches eine Vollmacht für die Portugiesen sei, um nach ihrem Belieben in Kalikat Handel zu treiben.

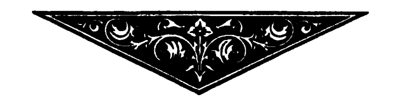
Dawan raunte Coelho leise zu, er solle das Blatt als etwas ganz Heiliges betrachten, es nach einer tiefen Verbeugung empfangen, es erst an seine Lippen, dann auf sein Haupt und an seine Brust legen, was denn auch Coelho that, worauf er sich mit seinen Begleitern wieder an Bord des „San Raphael“ zurückbegab. Unterwegs hatte Monsayd ihm noch heimlich ein Papier in die Hand

gedrückt, worin er ihm in spanischer Sprache riet, die kaiserliche Vollmacht anzunehmen und zu benützen, einen kleinen Warenvorrat behufs des Tauschverkehrs ans Land zu senden und einen Faktor oder Handelsmäkler zu ernennen, welcher am Lande bleiben und den Ein- und Verkauf überwachen sollte.

Sehr befriedigt von Coelhos Rückkehr und dem Ergebnis seiner Audienz beim Samorin, ließ Vasco de Gama Flaggen aufziehen, die Trompeten blasen und mit Kanonen feuern, worüber die Leute am Lande in nicht geringe Bestürzung gerieten. Sodann aber befolgte er ohne Zeitverlust Monsayds Rat, sich sogleich der Erlaubnis zum Handelsverkehr zu bedienen, ernannte einen umsichtigen Mann und ehemaligen Hofbeamten des Königs Manuel, Namens Diego Diaz, zum Faktor, um den Tauschverkehr mit den Bewohnern von Kalikat zu leiten, und schickte ihn mit Nuñez, Dawan und Maleng Kana nebst einem guten Waarenlager ans Land, um die Geschäfte zu beginnen. Er empfahl den Männern noch, im Verkehr mit den Eingeborenen höflich und nachgiebig zu sein, nicht mehr Waren zu erlangen zu suchen, als ihnen freiwillig angeboten wurden, die verlangten Preise so bereitwillig zu bezahlen, als ob sie dabei einen guten Handel abschlössen, und vor allem geduldig und duldsam zu sein und allen Streit zu vermeiden.

Als die Genannten ans Land stiegen, wurden sie von dem Schatzmeister empfangen, der bereits ein Haus mit zwei Gemächern an den Anländen für sie zur Faktorei ausgewählt und mit Bänken versehen hatte, denn wenn er auch der heimliche Spießgeselle der arabischen Kaufleute war, so mußte er doch die Befehle des Samorin vollziehen, wenn er sich nicht dessen Ungnade zuziehen wollte. Bald stellte sich denn auch ein reger Tauschverkehr her, weil die Portugiesen gute Preise bezahlten und volles Gewicht gaben, so daß die

Eingeborenen ihre Erzeugnisse lieber den Christen als den moslemischen Arabern brachten, welche nun erst recht neidisch und eifersüchtig auf ihre ausländischen Konkurrenten wurden und ihre Bemühungen verdoppelten, den Samorin gegen die fremden Eindringlinge aufzuhetzen. Da jedoch der habgierige Samorin mit den guten Preisen, welche er und sein Volk für ihre Waren von den Fremdlingen erzielten, sehr zufrieden war und überdem von schönen und kostbaren Geschenken hörte, welche Vasco de Gama für ihn mitgebracht habe, so hörte er vorerst noch nicht auf die Einflüsterungen, sondern beschloß, den Befehlshaber der fremden Schiffe zu empfangen und die von demselben zu überliefernden Geschenke und Botschaften des Königs von Portugal sich überreichen zu lassen.



Zwölftes Kapitel.

Vasco de Gamas Verkehr mit dem Samorin.

Sobald Vasco de Gama hiervon hörte, überließ er die beiden Schiffe der Obhut seines Bruders Paulo und des Coelho, und ging mit zwölf Mann ans Land, um sich dem Samorin vorzustellen. Der heimtückische Goßil hatte aber diesen zu bereden gewußt, daß er den portugiesischen Kapitän nicht im Palaste zu Kalikat, sondern auf dem schon erwähnten, fünf Legoas landeinwärts gelegenen Lustschlosse empfinge, damit der Samorin auf diese Weise Vasco vollständig in seine Gewalt bekomme und ihn allseitig als Gefangenen zurückbehalten könne. Dies hatte der treue Monsayd erfahren und Vasco durch den Faktor Diaz mitteilen lassen mit dem dringenden Rate, sich nicht eher ans Land zu begeben, als bis der Samorin einige angesehene Männer als Geiseln an Bord geschickt habe. Darnach hatte Vasco de Gama auch gehandelt und war nicht eher ans Land gegangen als bis drei angegesehene Najer, wovon einer der Neffe des Goßil war, in ihrem besten Schmuck an Bord des „San Raphael" eingetroffen waren, was natürlich den Goßil zwang, die Fremdlinge sehr schonend zu behandeln, wenn er nicht das Leben der Seinigen gefährden wollte.

Die Geschenke für den Samorin waren ebenfalls ans Land gebracht worden; sie bestanden aus scharlachroten Tüchern und Sam-

ten, einem Stück gelben Atlas, einem gepolsterten Lehnsessel, mit reichem Brokat bezogen, zwei Kissen von rotem Atlas mit goldenen Schnüren eingefaßt und mit goldenen Trodbeln an den Ecken, einem großen Spiegel in vergoldetem Rahmen, einem prächtigen getriebenen silbernen und vergoldeten Waschbecken mit Kanne, fünfzig scharlachroten Tuchmützen mit Knöpfen und Trodbeln von gezwirnter karmosinroter Seide und fünfzig Dolchmessern von feiner niederländischer Arbeit mit Elfenbeingriffen und getriebenen silbernen Scheiden, allesamt sorgfältig eingeschlagen in schöne weiße Handtücher, welche mit Goldfäden gestickt und mit silbernen Fransen verziert waren.

Als jedoch Vasco mit seinen Begleitern und den Geschenken landete und hörte, daß der Samorin sich nach seinem Lustschlosse begeben habe, ärgerte ihn das und er ließ dem Goßil erklären, er werde nicht eher in die Stadt kommen, als bis der Samorin wieder in seinen Palast zurückgekehrt sei. Er ließ sich aber doch schließlich bewegen, nach dem Lustschlosse aufzubrechen, und zwar unter dem Geleite des Katwal oder Polizeiministers, welcher ungefähr zweihundert Mann, teils Lastträger, um das Gepäck zu tragen, teils Najer oder Kriegsleute, zu seiner Bedeckung bei sich hatte. Der Katwal und Vasco de Gama wurden in Sänften getragen; allein Vascos zwölf Begleitern in ihren Rüstungen und Feierkleidern wurde der lange Marsch durch den heißen Sand nicht wenig beschwerlich. Der Samorin empfing den Kapitän in einer hübschen offenen Halle, welche mit schönen Teppichen und Zeugen behangen war. Der morgenländische Fürst selbst saß auf einem niedrigen Ruhebett, in einem Kleide von feinem, mit goldenen Röschen gesticktem Baumwollenzeug, auf dem Kopf eine hohe Mütze von Goldstoff, mit Perlen und Edelsteinen gestickt, den Oberkörper nackt, an Armen und Beinen und in den Ohren goldene Reife, welche mit

Edelsteinen besetzt und mit Anhängseln und großen Rubinen, Smaragden, Türkisen, Opalen und Diamanten versehen waren. Vasco de Gama wurde dem Samorin durch einen der Obersten der Brâmanen vorgestellt und überreichte ihm das angebliche Schreiben des Königs Manuel in portugiesischer Sprache und einer arabischen Übersetzung, worauf eine kurze Unterredung über gleichgiltige Dinge folgte. Da Vasco diesmal keine Geschenke übergab, sondern ausdrücklich erwähnte, er habe dieselben wieder an Bord geschickt, damit sie nicht unterwegs bestäubt und verdorben würden, so entließ ihn der Samorin mit dem Bedeuten, er werde den Brief lesen und gelegentlich mit Vasco darüber sprechen; einstweilen aber solle Monsayd bei Vasco bleiben und ihm in allen nötigen Dingen an die Hand gehen, weil Vasco denselben gern um sich zu haben schien.

Um die nächste Audienz zu beschleunigen, machte Vasco auf Monsayds Rat den drei obersten Hofbeamten kostbare Geschenke an Geld und Waren, hatte aber die Unvorsichtigkeit, dem Schatzmeister mehr zu geben, als dem Goßil und dem Katwal, worüber diese sehr aufgebracht waren. Trotzdem aber kam die Audienz zustande, und diesmal legte Vasco de Gama erst in der Faktorei das prächtige Hofkleid an, in welchem er vor dem Samorin erscheinen wollte, und begab sich dann in großem Zuge, einen hübschen, in roten Atlas gekleideten Edelknaben zur Seite und von zwei Reihen Najer geleitet, nach dem kaiserlichen Palaste. Seinem Zuge gingen sieben Trompeter voran, welche aus Leibeskräften in ihre Instrumente bliesen, während von den Caravellen her die Kanonen donnerten.

Der Zug unter der Führung des [illegible]wal und seiner zweihundert Najer begab sich [illegible] in die gr[illegible] oder den Haupttempel der Stadt, wo [illegible]linge [illegible]manen bewillkommt, mit Weihwass[illegible] und [illegible] Sandelholz

auf dem Kopfe bestreut wurden. Alsdann ging der Zug beinahe durch alle Straßen der Stadt, durch dichtgedrängte Menschenmassen hin, während alle Fenster, Thüren und flache Dächer von Neugierigen wimmelten, nach dem Königspalast, einem großen, geräumigen und schönen Gebäude, das von hübschen Baumgruppen und wohl angelegten Gärten umgeben war.

Am Thore des Palastes wurde der Zug der Portugiesen von einer Schar reich gekleideter Höflinge empfangen, an deren Spitze der Vornehmste der Brâmanen stand, und dann unter einem großen gewölbten Thore und vier geräumige, mit Säulenhallen umgebene Höfe hindurch, welche sämtlich durch Abteilungen von Najer gehütet wurden, in eine weite Halle geführt, in welcher der Samorin auf einem Eck-Balkon in seinem reichsten Schmucke unter einem Thronhimmel auf einem Diwan von weißer Seide und Goldbrokat saß. Er empfing Vasco gnädig und ließ ihn neben sich auf dem Diwan Platz nehmen, während seine Begleiter sich auf den vordersten der im Halbkreis vor dem Balkon aufgestellten Bänke setzten.

Die Audienz begann damit, daß man den Portugiesen Wasser zum Händewaschen reichte und sie dann mit Feigen und anderem Obst bewirtete. Dann legte Vasco dem Samorin die mitgebrachten Geschenke vor, welche denselben durch ihre Mannigfaltigkeit und Kostbarkeit sehr überraschten und so heiter stimmten, daß er sich auf Vascos Bitte sogleich in den Lehnsessel setzte, um denselben zu probieren. Hierauf wandte sich der Samorin an Vasco mit der Aufforderung, nun vor seinen Höflingen den Zweck seiner Ankunft in Kalikat anzugeben; allein Vasco erwiderte: seine Weisung laute dahin, daß er denselben nur dem Monarchen selbst mitteile, worauf der Samorin in Begleitung einiger seiner Vornehmsten Vasco, Dawan und den alten Oberpriester, welche als Dolmetscher dienten,



in ein inneres Gemach führte, wo Vasco de Gama eine sehr schmeichelhafte Anrede an seinen Wirt hielt, ihn im Namen des Königs von Portugal herzlichst begrüßte und den Wunsch äußerte, mit dem Samorin ein Freundschafts- und Friedensbündnis einzugehen, damit beide Nationen in Ruhe und Ehren mit einander Handel treiben könnten, denn dies sei der Wunsch König Manuels und nur aus diesem Grunde allein Vasco hierher gekommen, fest entschlossen, eher sein Leben daran zu geben, als diese Zwecke zu verfehlen. Und nachdem nun der Samorin, unverkennbar sehr geschmeichelt von diesen Ausdrücken und den erhaltenen Geschenken sich noch das Land Portugal und seine Entfernung von Indien, die Zahl seiner Krieger und Schiffe und seiner überseeischen Besitzungen u. s. w. hatte beschreiben lassen, so entließ er Vasco de Gama auf das Gnädigste mit dem Befehl, ihm eine stattliche Geleitsmannschaft mitzugeben.

Es war mittlerweile beinahe dunkel geworden und der Regen fiel in Strömen, so daß Vasco in seinem kostbaren Hofkleide sich kaum auf die Straße wagen konnte; da aber keine Sänfte zu haben war, und der Katwal ihm nur ein ungesatteltes Pferd geben konnte, welches Vasco nicht besteigen wollte, so mußte er sich zuletzt zu Fuß auf den Weg machen, kam aber nur bis zu der Faktorei, wo er rasch seine durchnäßte und ganz verdorbene kostbare Kleidung gegen eine einfachere vertauschte und seinem Bruder Paulo brieflich den Erfolg seiner Unterredung mit dem Samorin meldete, denn er wollte diese Nacht in der Faktorei schlafen, weil er am andern Morgen in aller Frühe zu dem Herrscher entboten zu werden hoffte, um die Antwort auf den Brief seines Königs in Empfang zu nehmen.

Am andern Morgen überbrachte der Schatzmeister auch Vasco



im Namen des Samorin dessen Geschenke: einige Stücke Goldbrokat, eine große Porzellanschale voll Moschus und viele andere merkwürdige Gegenstände, als Angebinde für Vasco und den König Manuel. Auch wurde sogleich die Faktorei auf Befehl des Monarchen vergrößert, und der Tauschverkehr mit den Einheimischen nahm an Umfang und Lebhaftigkeit zu, so daß alles im besten Geleise zu sein schien.

Allein gerade jetzt drohte ein Umschlag. Kaum hatten die arabischen Kaufleute erfahren, daß der Samorin sich durch die Gesandtschafts- und die Freundschafts-Anerbietungen des mächtigen Herrschers eines so fernen Landes so sehr geschmeichelt fühle, so sahen sie sich wirklich gefährdet und beschlossen einen Hauptstreich gegen die Eindringlinge zu führen. Sie bestachen den Katwal, welchem der Samorin die Unterhandlung mit den Portugiesen und die Fürsorge für deren Sicherheit aufgetragen hatte, daß er den Tauschhandel der Portugiesen einschränke und lähme, diese selbst aber seinem Herrn verdächtig mache. Voll Neid und Ärger darüber, daß Vasco ihn minder reich beschenkt hatte, als den Schatzmeister, und durch die reichen Bestechungen der arabischen Händler gewonnen, hinderte der Katwal vorläufig die Portugiesen, die Faktorei zu verlassen und sich mit den Geschäften in der Stadt bekannt zu machen, unter dem Vorwande, daß er Händel zwischen ihnen und den Mauren verhüten wolle. Vasco de Gama wurde dadurch abgehalten, sich mit den nötigen Vorräten an Proviant zu versehen, und witterte Verrat. Er wandte sich daher an den Goßil mit der Bitte, ihm entweder noch eine Audienz beim Samorin zu verschaffen, oder ihn ohne Ladung wieder absegeln zu lassen, weil er für das Sicherste hielt, sich vorerst mit der Entdeckung von Indien zu begnügen, bis der König eine hinreichend starke Flotte herschicken

könne, um den Arabern und ihren Schiffen die Spitze zu bieten. Er hatte nämlich inzwischen von Monsayd erfahren, daß die arabischen Kaufleute nur auf die Rückkehr ihrer Schiffe aus Dschiddah (Mekka), Aden, Ormus und andern Häfen der Küste Arabiens warteten, um die beiden Caravellen anzugreifen und sich ihrer und ihrer portugiesischen Bemannung zu bemächtigen.

Der Katwal hatte unterdessen bei jeder Gelegenheit dem Samorin gesagt, er höre von allen Fremden aus den westlichen Ländern, diese Portugiesen in den beiden Caravellen seien keine Kaufleute, sondern heimatlose Abenteurer, aus ihrem Vaterlande wegen Verbrechen verbannt, und schwärmten darum in ferner Gegend herum, wo man sie nicht kenne, um Seeräuberei zu treiben. Ihr ganzes Vorgeben sei Lug und Trug; sie hätten die Briefe, welche sie dem Samorin überreicht, selber geschrieben, denn es sei nicht wahrscheinlich, daß ein König, welcher am andern Ende der Welt wohne, dem Samorin Gesandte schicke und diesem so geringfügige Geschenke für ihn mitgeben werde, dergleichen der geringste Kaufmann aus Mekka darzubringen sich scheuen würde. Schon der geringe Vorrat von Waren, welchen die Fremdlinge mitgebracht haben, und die Thatsache, daß sie nicht einmal die laufenden Preise der Gewürze und Spezereien kannten und sie darum viel zu theuer bezahlten, beweise genugsam, daß sie keine Kaufleute seien, wie sie vorgeben, und daß sie auch nicht um des Handels willen hierher gekommen seien. Gesetzt aber auch, alles wäre wahr, was die christlichen Fremdlinge von sich sagten, so wäre es doch nicht lohnend sich mit Leuten einzulassen, welche zu ihrer Her- und Rückfahrt ein ganzes Jahr brauchten, und auch nicht klug, sich ihretwegen mit den Arabern zu überwerfen, deren Feinde die Portugiesen seien und von deren

Handel nach den Häfen Arabiens die Wohlfahrt des ganzen Landes abhänge.

Diese Vorstellungen machten natürlich auf den argwöhnischen und habgierigen Herrscher von Kalikat einigen Eindruck, und es fehlte wenig, so hätte er sich zu Gewaltmaßregeln gegen die Portugiesen hinreißen lassen, so daß diese unfehlbar Gut und Leben verloren haben würden, denn der Goßil und der Schatzmeister waren ja mit dem Katwal im Komplot. Allein der alte Oberpriester der Brâmanen, welchen das maßvolle und offene Benehmen der Fremdlinge sehr zu deren Gunsten eingenommen hatte und der die Moslemen nicht leiden mochte, warnte den Samorin vor einer unbesonnenen Handlung und riet ihm, erst den Anführer der Portugiesen selbst darüber zu hören. Hierdurch erhielt Vasco de Gama vom Samorin aus die Audienz bei demselben, welche er vergebens beim Goßil erbeten hatte. Der Samorin hielt in dieser Audienz dem Vasco alles das vor, was er über ihn und die Seinigen gehört hatte, befahl ihm hierüber die Wahrheit zu bekennen, und versprach ihm für diesen Fall nicht nur Verzeihung, sondern auch Unterstützung.

Vasco de Gama war zwar auf diesen Zwischenfall nicht gefaßt, aber er verteidigte sich offen und mannhaft in einer geharnischten Rede gegen die Verleumdungen seiner Feinde. Er schilderte dem Samorin die vielen wichtigen Entdeckungen, welche die Portugiesen auf einer Küstenstrecke von ungefähr 1600 Legoas gemacht, wie sie überall Handelsbeziehungen hergestellt und sich mit den verschiedensten Völkern befreundet hätten. Der Samorin dürfe sich nicht wundern, sagte er, daß sein König auch mit ihm freundschaftliche Beziehungen herzustellen wünsche, denn diese würden ja bei den vielen Handelsschiffen und dem Unternehmungsgeist der Portugiesen nur für beide

Teile lohnend werden. Er erläuterte dem Samorin, daß die Araber und Mauren natürlich die Portugiesen haßten und sie überall zu verleumden suchten, weil diese ihnen in Afrika viele Plätze weggenommen hätten; diese Araber seien zu feig, es mit den Portugiesen in offenem Kampfe aufzunehmen, und suchten sie daher durch Hinterlist und Verleumdung zu schädigen. Zum Beweise dafür berief Vasco de Gama sich auf das Zeugnis des Lotsen Maleng Kana und des Dawan über die Vorfälle in Mosambik und Mombasa, und bemerkte schließlich: wenn auch ihn und seine Begleiter das Schicksal treffen sollte, niemals wieder ins Vaterland zurückzukehren, so würde doch König Manuel so lange Flotten nach Indien zu schicken fortfahren, bis er seinen Zweck erreicht und ein Bündnis mit dem Samorin geschlossen haben würde. Schließlich bat er den Samorin, doch den Anfeindungen der Araber wirksam zu steuern und ihnen die fortwährenden Hetzereien, Neckereien und Herausforderungen zu verbieten, denn so friedliebend und geduldig die Portugiesen auch seien, so seien sie doch nicht gewöhnt, Beleidigungen ungerächt hinzunehmen.

Der Samorin und der alte Brâmane hatten Vasco während seiner Rede scharf beobachtet, waren aber durch sein Feuer und seine Festigkeit von seiner Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit überzeugt worden. Weil aber der Samorin es mit den arabischen Kaufleuten nicht verderben wollte und konnte, so bat er Vasco, wieder an Bord zu gehen und dort seine Abfertigung zu erwarten, was schon wegen seiner eigenen Sicherheit ratsam sein würde, denn wenn es zwischen den Arabern und Portugiesen zu blutigen Händeln käme, was bei dem Erscheinen der letztern in den Straßen von Kalikat nicht unmöglich wäre, so würde es ihn, den Samorin, in

eine sehr widerwärtige Lage bringen, weil er mit den Arabern schon seit Jahren auf dem freundlichsten Fuße stehe.

Als nun auch dieser Anschlag gegen die Caravellen und ihre Insassen vereitelt war, drangen die Araber in den Katwal, er solle Vasco de Gama veranlassen, mit seiner Mannschaft ans Land zu gehen und die Schiffe auf den Strand ziehen zu lassen, weil jene meinten, sie könnten alsdann am leichtesten die Portugiesen niedermachen und die Caravellen anzünden; Vasco erwiderte aber, auf diese beiden Ansinnen könne er nicht eingehen, da ihm der Samorin ausdrücklich verboten habe, seine Mannschaft ans Land gehen zu lassen, wo sie nur Beschimpfungen ausgesetzt sei, und seine Schiffe seien keine Flachboote, wie die in Indien landesüblichen, und können daher nicht aufs Land gezogen werden, sondern müßten auch im Winter flott bleiben.

Nun hatten die Araber keine andere Wahl mehr, als sich der Person des Vasco zu bemächtigen und ihn nebst seinen Begleitern durch Meuchelmord aus dem Weg zu räumen, und hierzu sollte ihnen der Katwal verhelfen. Unter dem Vorwand, der Samorin wolle Vasco de Gama noch einmal in Audienz empfangen und zwar auf einem seiner Landsitze, lockte Katwal den portugiesischen Oberbefehlshaber in Kapukad ans Land, führte ihn und seine Begleiter in zwei Booten davon, um ihn angeblich nach dem Landsitze des Samorin zu bringen und führte ihn förmlich in die Irre. Die Portugiesen waren unbewaffnet, und selbst Vasco hatte nur einen Dolch bei sich. Der Katwal erwartete, daß die Araber selbst über die Portugiesen herfallen und sie ermorden würden; allein diese waren zu feig dazu, und der Katwal wollte, aus Furcht vor der Ungnade des Samorin, seine Najer nicht zum Meuchelmord hergeben. So begnügte er sich damit, den Kapitän und seine zehn Begleiter einige

Tage lang gewissermaßen in Haft zu behalten, unter dem Vorwand sie vor den Angriffen der Araber zu schützen, und wollte während dieser Zeit entweder Vasco zu einem Zornausbruch reizen, welcher dann den Vorwand geliefert haben würde ihn mit seinen Begleitern niederzuhauen, oder ihn durch Einschüchterung zu zwingen, daß er den Rest seiner Waren ans Land kommen lasse, wo dann der Katwal gemeinsam mit den Arabern sich derselben bemächtigt haben würde. Vascos Geduld und Fassung und sein Einfluß auf seine, über diese schändliche Behandlung empörten Leute vereitelten den ersten Anschlag. Auf das zweite Ansinnen aber, welches ihm auf einem einsamen, abgelegenen und wohlbewachten Gehöfte gestellt wurde, schien Vasco eingehen zu wollen, und bat daher um Erlaubnis, an seinen Bruder Paulo schreiben zu dürfen, daß dieser den Rest der Warenvorräte ans Land schicke. Dies schrieb er denn auch, und sein Brief wurde auf Befehl des Katwal von Monsayd diesem übersetzt, aber er gab dem Boten noch einen andern Brief an Paulo mit, worin er demselben seine Lage schilderte und ihn bat, sogleich Kana und Monsayd an den Samorin abzuschicken und diesen wissen zu lassen, wie es ihm gehe und wie man gegen alles Recht und Abkommen mit ihm verfahre. Ferner bat er ihn, die drei Najer, welche als Geiseln an Bord seien, freizugeben und ihnen die Handlungsweise des Katwal mitzuteilen, damit sie sie zur Kunde des Samorins brächten. Endlich aber ermahnte er seinen Bruder, auf seiner Hut zu sein, und befahl ihm, falls er mit seinen Begleitern binnen einer bestimmten Frist nicht wieder an Bord zurückkehre, ihn unbedingt seinem Schicksal zu überlassen, ohne ihn in See zu stechen und vor Ankunft der Schiffe aus Arabien mit den beiden Caravellen die Heimfahrt nach Europa anzutreten.

Als diese beiden Briefe einige Stunden lang abgegangen waren,

sah der Katwal nach seinen Gefangenen und nun erklärte Vasco de Gama ihm offen, was er eigentlich an seinen Bruder geschrieben habe. Der Katwal erschrak, denn er fürchtete nun die schwere Verantwortlichkeit gegenüber dem Samorin. Er ließ daher Vasco und seine Gefährten sogleich frei und nach Kapukad zurückbringen, erklärte alles für ein Mißverständnis und verlangte nur, daß der Faktor Diego Diaz, der Buchhalter Alvaro de Braza, der Dolmetscher Fernao Martins und vier von den Portugiesen gleichsam als Geiseln am Land bleiben sollten, weil angeblich die Einwohner von Kapukad und die Fischer von den immer segelfertigen Schiffen der Portugiesen Feindlichkeiten befürchteten. Diese sieben Portugiesen sollten nach wie vor die Erlaubnis zum Einkauf von Lebensmitteln haben, bis die Abfertigung vom Samorin eintreffe. Da aber der Faktor und seine Leute schon seither durch die Umtriebe der Araber und des Katwal nur sehr wenig Proviant in Kapukad hatten einkaufen können, so riet der Katwal, Vasco solle diese Leute lieber nach Kalikat schicken, wo Lebensmittel, die in Kapukad mangelten, in Hülle und Fülle zu haben wären, wie er dann überhaupt vielleicht besser thun würde, auch mit seinen Schiffen im Hafen von Kalikat vor Anker zu gehen, um näher bei dem Samorin zu sein und seine Abfertigung eher zu erhalten.

Vasco de Gama durchschaute jedoch das ganze Ränkespiel und sah ein, daß man ihn nur hinhalten wollte, bis die arabischen Schiffe zurückkämen. Um aber keine Furcht zu zeigen und auch mit Hülfe Monsayds, der ihm ja vom Samorin als Unterhändler beigegeben war, diesem näher zu sein, fuhr er mit seinen Schiffen nach Kalikat hinauf, ging auf der Rhede vor Anker und berief Monsayd zu sich. Von diesem erfuhr er, daß die Araber längst schon die Portugiesen

[illegible]

[illegible] wollten. [illegible]

[illegible] daß die Portugiesen [illegible] wie das Beispiel [illegible] die Brahmanen und einige [illegible] entlassene [illegible] hatten eine bessere Meinung [illegible] den Portugiesen [illegible] in dem Samorin, die Sache untersuchen zu lassen. Dieser beauftragte hiermit zwei angesehene Männer, welche denn auch fanden, daß Vasco de Gama nur Wiedervergeltung geübt habe und noch vor der Küste kreuze, um seine eigenen Leute gegen seine Gefangenen auszuwechseln. Er schickte daher durch diese beiden genannten angesehenen Männer den

Diogo Diaz und dessen Gefährten hinaus und dieselben wurden gegen die Fischer ausgewechselt. Der Samorin ließ sich damit entschuldigen, daß all dies ohne sein Vorwissen geschehen sei, daß der Katwal aber bereits im Kerker läge und seine Strafe erwartete. Ferner sandte er einen in arabischer Sprache abgefaßten Brief an den König Manuel, worin er bedauerte, daß die alten Streitigkeiten zwischen Christen und Mauren (welch letztere seine Schutzbefohlenen, in seinem Reiche angesessen und schon seit Jahrhunderten im Besitz des Handels daselbst seien) ihn diesmal verhindert hätten, dem Vasco de Gama eine förderliche Abfertigung angedeihen zu lassen, daß er es aber künftig gern sehen würde, wenn ein Handelsverkehr und ein Bündnis zwischen den Portugiesen und seinen eigenen Unterthanen zu Stande käme, ohne wieder derartige Streitigkeiten zu verursachen.

Nun hatten aber die Araber die dem Faktor abgenommenen Waren nicht herausgegeben, obwohl der Samorin dies versprochen hatte, und Vasco nahm daher (wodurch er sich allerdings den gerechten Vorwurf des See- und Menschenraubs zuzog, den ihm die Gegner machten) sechs Indier mit, welche er hatte aufgreifen lassen, und beschoß einige Boote, welche ihm um dieser Gefangenen willen nachfuhren, mit Kanonen, was zwar unklug war, da es den Portugiesen ein schlechtes Andenken hinterließ und die ihnen von den arabischen Kaufleuten gegebene Bezeichnung als Seeräuber zu rechtfertigen schien, aber einem Manne leicht verziehen werden kann, welcher, wie Vasco de Gama, beinah drittehalb Monate lang von dem Hochmut, der Habgier, Schwäche, Feigheit und Falschheit des „Herrn des Hügels und der Welle" soviel zu leiden gehabt hatte. Auch der treue Monsayd, welchem die Portugiesen in mehr als einem Falle ihre Rettung in Kalifat verdankten, kam an Bord des „San Ra-

phael", um mit den Portugiesen nach Europa zurückzukehren, weil er sich unter den tückischen und geldgierigen arabischen Kaufleuten nicht mehr für sicher hielt, und am 29. August stach Vasco de Gama mit den beiden Caravellen wieder in See, nach einem Aufenthalt von vierundsiebzig Tagen in der Bay von Kalikat.



Dreizehntes Kapitel.

Die Heimkehr von Indien.

Die beiden Caravellen waren aber noch nicht weit in See als plötzlich eine Windstille eintrat und sie zwang, nur etwa anderthalb Seemeilen vom Lande liegen zu bleiben.

Sobald das von Kalikat aus bemerkt wurde, liefen gegen sechzig kleine Fahrzeuge, stark mit Bewaffneten bemannt, von dort und von Kapukad aus und näherten sich den portugiesischen Schiffen in der Hoffnung, sich derselben durch einen kühnen Überfall leicht bemächtigen zu können. Vasco de Gama empfing aber die Indier und Araber in diesen Booten mit einem solchen Hagel von Paßkugeln, Kartätschen und Traubenschüssen, daß ihnen das Gelüst verging und sie sich eiligst nach der Küste zurückzogen und die beiden Caravellen setzten ihre Fahrt alsbald fort, nachdem wieder ein Wind aufgesprungen war.

Vasco de Gama wünschte, zum Zeichen seiner Besitzergreifung im Namen der Krone Portugal, an dieser Küste einen Wappenpfeiler aufzurichten und segelte daher möglichst nahe am Strande hin, um eine hierzu geeignete weithin sichtbare Stelle aufzusuchen. Unterwegs begegnete ihm ein Fischerboot, welches er beizulegen zwang und dem er einen Brief an den Samorin mitgab. In diesem unter seinem Diktat von Monsayd in arabischer Sprache verfaßten Schreiben

beschwerte er sich zunächst über das treulose Verfahren der Bewohner und Behörden von Kalikat gegen ihn und seine Leute und über die widerrechtliche Vorenthaltung ihres Eigentums und meldete dem Samorin, er habe dessen Unterthanen nicht sowohl als Geiseln oder um das Wiedervergeltungsrecht auszuüben mitgenommen, sondern nur um diese Leute seinem König vorzustellen, damit sie diesem mündlich Bericht von dem Reiche des Samorin geben und dereinst bei ihrer Rückkehr dem Samorin durch den Bericht über ihre eigenen Erlebnisse unter den Portugiesen die Überzeugung von den Verleumdungen der arabischen Kaufleute beibringen könnten, denn er versprach, daß die mitgenommenen Indier durch ihn selbst oder irgend einen anderen Kapitän, der nach Indien führe (was im nächsten Jahre sicher geschehen würde), wieder in ihre Heimat zurückgebracht werden sollten. Hierauf segelte Vasco weiter bis er zu einer kleinen Inselgruppe zwischen Battikola (Batköl) und Bakanur (Barkur), zwei angesehenen Hafenstädten jener Küste im Reiche Kanara, kam. Auf einer dieser Inseln, der er den Namen Santa Maria beilegte, unter welchem sie noch bis auf diesen Tag bekannt ist, errichtete er den gewünschten Wappenpfeiler, und segelte dann weiter gen Norden. Die beiden Caravellen waren aber inzwischen so schadhaft geworden, daß man im Ernst daran denken mußte, sie recht gründlich auszubessern und zu kielholen, bevor man mit ihnen die weite Fahrt über den Ozean nach der Ostküste Afrikas machte. Die günstigste Gelegenheit hierzu bot eine andere Inselgruppe, auf welche man bald stieß und die von den Portugiesen den Namen Angedivia oder Andjediva erhielt. Diesen Namen welcher eigentlich „Fünf Inseln“ bedeutet, führten die Inseln auch bei den Eingeborenen der Küsten, denn in ihrer Sprache heißt Antsche fünf und Div eine Insel. Hier wurden die beiden Caravellen eine um die andere entladen,



Vasco de Gama ergreift Besitz von der Insel Santa Maria.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

gekielholt und frisch kalfatert und in allen Teilen ausgebessert und zugleich die Wasservorräte erneuert. Während man damit beschäftigt war, liefen aus dem an der benachbarten Küste gelegenen Onur (dem heutigen Honawar oder Honore) einige Ruderschiffe des dortigen Monarchen Timoja, der später ein so großer Anhänger und treuer Bundesgenosse der Portugiesen wurde, aus und versuchten die beiden Caravellen anzugreifen, wurden aber mit solch wirksamen Geschützsalven empfangen, daß sie sich alsbald zerstreuten und den Angriff nicht mehr zu erneuern wagten.

Am Tage nach diesem siegreichen Gefecht erschien auf der Landspitze der Insel, vor welcher die Portugiesen lagen, ein Mann in fremdartiger Tracht, mit einem Kreuze in der Hand, und rief den Portugiesen auf Italienisch zu, er möchte gern mit ihren Kapitän sprechen und demselben wertvolle Mitteilungen machen, wenn man ihm freies Geleit verbürge. Vasco de Gama ließ ihm erwidern, er möge ohne Furcht kommen, wenn er rechtschaffene Absichten habe, und der Fremde erschien nun an Bord. Da man aber in ihm einen der Männer zu erkennen glaubte, welche den versuchten Überfall vom vorigen Abend geleitet hatten, so drohte ihm Vasco mit der Folter, nämlich daß er ihm kochendes Fett über den Rücken gießen lassen wolle, wenn er nicht redlich und aufrichtig bekenne, in welcher Absicht er gekommen sei. Und nun erklärte der Fremdling, er sei ein Jude aus Posen und frühzeitig als Sklave nach Indien gekommen, wo er bisher im Dienste des Statthalters von Goa, Sobay, gestanden habe. Sein Herr habe ihn ausgeschickt, um das Treiben der zweideutigen Fremdlinge näher zu erforschen und deren Anführer den Vorschlag zu machen, er solle mit seinen Schiffen in die Dienste des Sobay treten. Hiervor aber warnte der Jude, weil Sobay sich jedenfalls mit tückischen Anschlägen trage; und er warnte

Vasco, nicht zu lange hier zu verweilen, weil er sonst unfehlbar von den Schiffen des Sobay angegriffen werden würde. Zugleich aber gab er Vasco seinen Wunsch zu erkennen, ein Christ zu werden und mit den Portugiesen nach Europa zurückzukehren. Dieser Wunsch wurde ihm gewährt und er sogleich auf den Namen Gaspar Gama getauft und an Bord behalten, wo er nicht nur Vasco de Gama, sondern auch allen nachfolgenden portugiesischen Flotten unschätzbare Dienste leistete. Seine Warnungen wurden auch benützt, denn da die Schiffe mittlerweile wieder ganz in Stand gesetzt waren, gingen sie schon am folgenden Morgen wieder unter Segel.

Allein die angetretene Reise war eine höchst mühsame und gefährliche, denn die Portugiesen waren noch nicht mit den Jahreszeiten der indischen Winde vertraut, und so hatte Vasco de Gama von Andjediva aus seinen Rückweg nach Afrika angetreten, ehe sich noch der Nordost-Monsuhn eingestellt hatte. Die beiden Caravellen hatten daher fortwährend ungünstigen Wind und verbrachten, wie von einem abgünstigen Zauber verfolgt, drei volle Monate im Indischen Ozean zwischen Malabar und Afrika und hatten namenlose Entbehrungen und Mühsale zu erdulden. Der Skorbut war wieder an Bord der Schiffe ausgebrochen, raffte viele Opfer hin und wirkte so ansteckend, daß man oft kaum noch sieben oder acht gesunde oder minder kranke Matrosen auf jedem Schiffe hatte, um den Dienst zu versehen, und daß wieder große Entmutigung unter der Mannschaft herrschte. Aber endlich trat der günstige Nordost-Monsuhn ein und erfaßte die beiden Caravellen, welche nun nach einer Fahrt von vier weiteren Wochen endlich am 2. Januar 1499 Land und bald darauf die Hafenstadt Magadascho im Somali-Lande, das heutige Mugdischa oder Magadoscha (unter dem 2.° nördl. Breite) erblickten. Vasco de Gama erachtete es jedoch für gefährlich, die

Gesinnung der dort wohnenden Mauren oder arabischen Händler auf die Probe zu stellen, und segelte vorüber. In Melinda dagegen legte er an, fand bei dem Könige die freundschaftlichste Aufnahme und Erfrischungen und Lebensmittel aller Art, namentlich für seine Kranken, von denen ihm aber während der fünf Tage, welche man in Melinda zubrachte, noch acht starben.

Als die beiden Caravellen weiter segelten, geriet der „San Raphael“ wieder auf dieselbe Bank, auf welcher er schon auf der Hinreise aufgelaufen war. Allein diesmal konnte das Schiff nicht wieder flott gemacht, sondern mußte verlassen werden. Dies erschien jedoch Vasco nicht als ein wesentlicher Verlust, denn er hatte kaum mehr genug Mannschaft, um außer den zwei alten Schiffen noch das aus Indien mitgebrachte Schiff bemannen zu können. Es wurde also Ladung und Mannschaft des „San Raphael“ auf die beiden anderen verteilt nnd das aufgefahrene Schiff den Bewohnern von Melinda preisgegeben, das man nun, neu verproviantiert und reichlich mit Wasser versehen, nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen im ganzen, am 20. Januar verließ.

Da die Lotsen aus Melinda mit der afrikanischen Küste genau vertraut waren, so ging die Fahrt längs derselben glücklich von statten. Man legte nur in Sansibar an, wo der König der Insel und die Bewohner sich freundlich erwiesen. Am 2. Februar erreichte man die Insel San Jorge bei Mosambik, und am 20. März umfuhr man das Kap der Guten Hoffnung. Die Mannschaft hatte sich mittlerweile unter den höheren Breiten so weit erholt, daß wieder alle ihren Dienst thun konnten; aber die Strapazen und Mühsale hatten noch kein Ende, und nur mit Mühe kam man bis an die Inseln des Grünen Vorgebirges. Allein hier wurden die Schiffe von einem heftigen Sturm überfallen und getrennt, und Coelho

glaubte, Vasco sei ihm mit seinem Schiffe vorausgekommen, und setzte daher seine Fahrt allein fort, so daß er am 10. Juli, nach einer zweijährigen Reise, glücklich in Lissabon anlangte und dem König Manuel zuerst die Kunde von der glorreichen Auffindung des Wunderlandes Indien und der glücklich vollbrachten Entdeckung des Seeweges dahin überbrachte, zugleich aber auch Grund zu der schmerzlichen Annahme gab, Vasco de Gama könnte in jenem Sturme untergegangen sein.

Dem war jedoch nicht so. Vasco hatte während des Sturmes eine Unterkunft auf der Insel San Jago oder Santiago (der bedeutendsten der Inseln des Grünen Vorgebirges) gesucht; weil aber sein Bruder Paulo in den jüngsten Wochen bedenklich erkrankt war und offenbar die Seereise nicht mehr ertragen konnte, so übergab er sein Schiff der Führung des Hauptmanns Joao de Sa mit dem Auftrage, es nach Lissabon zu bringen, er selbst aber mietete eine Caravelle und ging in derselben mit seinem Bruder nach Terceira, einer Insel der Azorengruppe, von deren milderem Klima er Genesung für seinen Bruder erwartete. Paulo de Gama war aber schon so schwach, daß er kurz nach der Ankunft auf Terceira starb und es somit nicht erleben durfte, für seine treuen Dienste auf dieser kühnen mühevollen Reise den Lohn und Dank des Königs Manuel zu empfangen.

Der Tod seines älteren Bruders ging Vasco sehr nahe, denn er hatte an diesem mit der hingebendsten und treuesten innigsten Neigung gehangen, wie Paulo es durch seinen edlen, milden und maßvollen Charakter auch verdient hatte, in welchem sich Sanftmut und Freundlichkeit mit unbeugsamem kühnem Mut und großer Beharrlichkeit vereinigte. Nachdem Vasco de Gama die Leiche seines Bruders in der Kirche des Franziskaner-Klosters auf Terceira, wo-

selbst er gestorben war, beigesetzt hatte, ging er nach Lissabon unter Segel und langte am 29. August in der Tajo-Mündung an. Hier verweilte er zunächst behufs einer neuntägigen Andacht in Belem, um der heiligen Jungfrau für ihren gnädigen Schutz zu danken, und fuhr dann erst vollends nach Lissabon, wo der König ihn an der Anlände unter Glockengeläute und Kanonendonner begrüßte. Von hier hielt Vasco de Gama, begleitet von seinem vor ihm angekommenen Gefährten, in einer festlichen Prozession seinen Einzug in Lissabon. An seiner Seite schritt einer der Kammerherren des Königs, Namens Vasconcelhos, als Vertreter des Monarchen, und vor ihm her ging eine Anzahl Priester und Mönche mit Kruzifixen, wallenden Bannern und brennenden Lichten unter den majestätischen Klängen des Ambrosianischen Lobgesanges. So ging es zunächst zur Kathedrale, wo ein feierliches Hochamt gehalten wurde, dann zum Königspalast, wo ein großes Gastmahl statt fand, bei welchem Vasco de Gama als der Held des Tages zwischen dem Königspaare saß. Diesem Gastmahle folgten dann an den nächsten Tagen Stiergefechte, Turniere und andere festliche Vergnügungen.

Von den 148 Gefährten, mit welchen Vasco de Gama zwei Jahre zuvor die Reise angetreten hatte, waren noch fünfundvierzig heimgekehrt, aber das Ziel war erreicht worden, die Unternehmung gelungen, welche der berühmteste und größte Dichter Portugals, Camoëns, später in seinen Lusiadas so schön besungen hat. König Manuel, welchen die Geschichte wegen der unter seiner Regierung gemachten Entdeckungen und Eroberungen den „Großen" genannt hat, war Vasco zu innigem Dank verpflichtet, und in seiner Dankbarkeit großmütig: er verlieh Vasco und dessen Brüdern den Ehrentitel „Dom" und ein glorreiches Wappen, in welchem ein Teil des königlichen Schildes prangte; Vasco selbst aber ward zum Admiral

[illegible] erhielt ein Jahresgehalt von 300 Mil- [illegible] eine nach damaligem Geld- [illegible] Erlaubnis, jährlich zweitausend [illegible] in Indien anzulegen, welche [illegible] 2800 Milreis abwarfen. [illegible] in Indien sich mehrten [illegible] zum Grafen von [illegible] und geachtetste [illegible] unbeschreiblichen [illegible]

[illegible] und ein [illegible] dem Entdecker [illegible] Entdeckung [illegible] Erwartungen [illegible] waren. Der [illegible] Teil.

[illegible] rühmen.



Vierzehntes Kapitel.

Eroberung Indiens. Vascos weitere Schicksale und Tod.

Der Seeweg nach Indien war nun zwar gefunden, allein die Portugiesen waren durch Erfahrung belehrt worden, daß sie an den Arabern umsichtige und kühne Mitbewerber um den Handel mit Indien hatten und daß sie deren Einfluß erst vernichten mußten, ehe sie sich selber in den ungestörten Besitz des Handels mit dem Morgenlande setzen könnten, in welchen sich seither die Venezianer und Genuesen mit den Arabern geteilt hatten. Vasco de Gamas glänzende Leistungen waren in Aller Munde und erfüllten das Volk mit Begeisterung. König Manuel wollte daher diese günstige Stimmung zu weiteren Unternehmungen benützen und rüstete ohne Zeitverlust eine zweite Expedition aus, welche im folgenden Frühjahr abgehen und nicht nur mit einem zahlreichen, sondern auch mit einer glänzenden Bemannung versehen sein sollte, um die Völker Indiens sowohl durch Tapferkeit und Waffengewalt zu unterwerfen, als auch durch Pracht und Reichtum von der Macht und dem Wohlstand der Portugiesen zu überzeugen.

Am 9. März 1506, also frühzeitig genug, um noch den Südwestmonsuhn auszunützen, lief Pedralvarez Cabral mit einem Geschwader von 13 Schiffen und 1500 Mann an Bord, worunter die Blüte der portugiesischen Jugend von Lissabon aus, um Indien zu

erobern und dessen Bewohner nicht nur zu unterwerfen, sondern auch zum Christentum zu bekehren. Das Geschwader ward in der Gegend der Inseln des Grünen Vorgebirges von einem heftigen Sturme überfallen und von seinem Kurs gen Westen verschlagen, wo Cabral die Küste von Brasilien entdeckte. Hierauf wandte er sich wieder ostwärts nach dem Kap der Guten Hoffnung, verlor aber auf der Fahrt dahin teils durch Scheitern, teils durch Verschlagenwerden noch einige Schiffe, sodaß er nur noch mit sechs derselben nach vielen Erlebnissen am 13. September 1500 vor Kalikat anlangte und sogleich eine Botschaft an den Samorin und seine Beamten abschickte. Allein die gehofften Handelsverbindungen ließen sich nicht anknüpfen, weil die arabischen Kaufleute alle möglichen Ränke gegen die Portugiesen spannen, und es hatte beinahe den Anschein, als wollten der Samorin und seine Beamten die Schiffe nur hinhalten, bis mit dem Nordost-Monsuhn die Geschwader der arabischen Kauffahrer aus dem roten Meere eingetroffen sein würden, um die Portugiesen zu vergewaltigen und zu vernichten. Als nun Cabral unvorsichtiger Weise ein großes indisches Schiff weggenommen, welches Elephanten von Ceylon nach Kalikat gebracht hatte, da stieg die Erbitterung gegen die portugiesischen Seeräuber so sehr, daß das Volk am 16. Dezember 1500 die Faktorei der Portugiesen in Kalikat angriff, über vierzig Mann von ihnen niedermachte und die Fremdlinge aus der Stadt vertrieb. Cabral bombardierte zwar die Stadt dafür zwei Tage lang, wiewohl ohne besonderen Schaden anzurichten, mußte aber der unversöhnlichen Feindschaft und der Übermacht der Einwohner weichen. Dagegen fand er in dem Radscha von Kotschin, einem südlicher gelegenen Vasallenstaat an der Malabar-Küste, einen Bundesgenossen und ebenso auch in dem Radscha von Kannanur, welche er beide



besuchte, worauf er am 16. Januar 1501 von Indien abfuhr und am 31. Juli wieder in Lissabon anlangte.

Unterdessen war am 5. März 1501 ein drittes Geschwader von vier Schiffen unter Joao de Nova von Lissabon auf einer Fahrt nach Indien ausgelaufen, hatte in Kannanur angelegt und war dann nach Kotschin unter Segel gegangen. Diesen vier Caravellen nun lauerte ein Geschwader von Schiffen des Samorin in der Nähe von Kalikat auf, griff die vorüberfahrenden portugiesischen Schiffe an und schloß sie über Nacht in eine Bucht ein; aber am folgenden Tage, dem 16. Dezember 1501, entspann sich ein erbittertes Seegefecht, welches von Tagesanbruch bis in die finstere Nacht währte, zwischen den leichten portugiesischen Caravellen und den schwerfälligen indischen und malabarischen Barken, worin diese letzteren von den Kanonen der Portugiesen so übel zugerichtet wurden, daß die malabarischen Geschwader dem portugiesischen nicht nach Kotschin zu folgen vermochten, wo dieses in Eile seine Gewürzladungen einnahm und die Heimreise antrat, auf welcher am 2. Mai 1502 die Insel St. Helena entdeckt und am 11. September Lissabon wieder erreicht wurde.

Der Mißerfolg der beiden ersten Reisen hatte die Portugiesen gelehrt, daß man mit kleinen Geschwadern bewaffneter Handelsschiffe keine Reiche erobern kann, und König Manuel hatte daher ein Geschwader von zwanzig größeren und stärkeren Schiffen ausrüsten lassen, welches im Frühjahr 1502 nach Indien abgehen sollte. Diese Vorbereitungen erfüllten Dom Vasco de Gama mit dem glühenden Wunsche, noch eine Reise nach Indien zu unternehmen, und der König konnte ihm die Erfüllung des Wunsches nicht abschlagen. Er übertrug daher den Oberbefehl des neuen Geschwaders dem Dom Vasco, und dieser lief am 3. März 1502 — drittehalb

Jahre nach der Heimkehr von seiner Entdeckungsreise — mit einer Flotte von dreizehn großen Schiffen und zwei Caravellen von Lissabon aus, und dieser Flotte folgten bald noch fünf weitere Schiffe mit dem Material zur Erbauung einer dritten Caravelle, unter dem Befehl von Dom Estevao de Gama, einem Vetter von Dom Vasco, und mit der Bestimmung, mit diesem in Melinda zusammenzutreffen.

Diese zweite Reise Dom Vascos war in vielen Stücken glücklicher und erfolgreicher als seine erste. Es gelang ihm diesmal, Friedens- und Freundschafts-Verträge mit den ehemals feindlichen Königen von Sofála und Mosambik abzuschließen und den König von Kiloa, welcher eigenmächtig den Thron erobert hatte, zur Bezahlung eines Tributs an die Krone Portugals zu zwingen. Er besuchte auch seinen alten Freund, den König von Melinda, welcher ihn mit Freuden aufnahm, festlich bewirtete und sich verpflichtete, Dom Estevao de Gama die neue Caravelle unter seinem Schutze bauen zu lassen. Dann wandte er sich nach Indien, erreichte dieses glücklich, und verfolgte und kaperte in dessen Gewässern viele arabische Schiffe, um sich an deren Besitzern wegen ihrer Feindseligkeit gegen ihn auf seiner ersten Reise zu rächen.

In Kalikat fand Dom Vasco wieder dieselbe laue und hinterlistige Aufnahme wie zuvor; da er aber nun eine starke Schiffsmacht unter sich hatte, so bombardierte er nach einem vergeblichen Versuch, den Samorin zu einem Freundschafts-Vertrag zu veranlassen, die Stadt Kalikat, zerstörte den Palast des Perumal und machte die Stadt beinahe unbewohnbar. Von hier begab er sich nach Kotschin, dessen Radscha oder Statthalter schon gegen Cabral den Wunsch geäußert hatte, mit den Portugiesen in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten. Er war hier imstande, volle Ladungen von Ge-

würzen und Spezereien einzunehmen und einige Faktoren und Agenten zum Betrieb des Tauschhandels zurückzulassen. Noch während seines Aufenthaltes in Kotschin erhielt Dom Vasco von dem Samorin von Kalikat eine Botschaft, worin derselbe sein Bedauern über das Vorgefallene ausdrückte und ihn bat dorthin zurückzukehren. Er segelte hierauf mit einem einzigen Schiffe (denn er hatte den Rest seiner Flotte in Kotschin zurückgelassen unter dem Befehl seines Vetters Dom Estevao) nach Kalikat, fand hier eine große Anzahl von arabischen und malabarischen Schiffen, welche es offenbar auf einen Angriff gegen ihn abgesehen hatten, und kappte daher in aller Eile seine Ankertaue, um nach Kotschin zurückzukehren.

Der Samorin begnügte sich aber nicht mit dieser einen verräterischen That. Als er fand, daß er die Portugiesen nicht nach Kalikat locken konnte, sandte er heimlich Boten an den Radscha von Kotschin und suchte diesen zu bereden, daß er die portugiesischen Schiffe überfalle. Der Radscha aber verweigerte dies nicht nur, sondern warnte auch Dom Vasco, als dieser in See ging, vor den tückischen Anschlägen des Samorin und bat ihn, vor einem Ueberfall auf der Hut zu sein.

Die Befürchtungen des Radschah waren auch keineswegs unbegründet. Dom Vasco war mit seinem Geschwader kaum von Kotschin ausgelaufen und noch nicht weit gekommen, als er eines arabischen und malabarischen Geschwaders von neunundzwanzig Schiffen ansichtig wurde, welche offenbar in feindseliger Absicht ihm entgegen segelten. Dom Vasco ließ sogleich gerade auf sie zusteuern und seine drei vordersten Schiffe griffen alsbald den Feind an und zwar so unerwartet und mit solchem Ungestüm, daß die Araber voll Entsetzen in großer Menge in die See sprangen. Als die übrigen [illegible] Schiffe herankamen, wandten sich die arabischen in

aller Eile zur Flucht. Zwei von ihnen wurden geentert, ihrer mitgeführten Waren beraubt und verbrannt, ihre Mannschaften aber ohne Erbarmen niedergeschossen. Außerdem töteten die Portugiesen noch mindestens dreihundert Araber, welche im Wasser herumschwammen.

Dom Vasco begab sich nun nach Kannanur, wo er eine Faktorei und Magazin anlegte, wie er zu Kotschin gethan hatte, und darin zwanzig Portugiesen als Mäkler und Faktoren zurückließ, welche der König in seinen besonderen Schutz zu nehmen sich verpflichtete. Als Gegenleistung dafür machte Dom Vasco sich namens der Krone Portugal verbindlich, den König von Kannanur gegen alle Angriffe seiner Feinde zu verteidigen. Zugleich ließ er seinen Vetter Vicomte Sodré mit einem Schiffsgeschwader zurück, damit derselbe an den Küsten von Indien kreuze, den Handel der Portugiesen decke, seinen Bundesgenossen in Kotschin und Kannanur im Notfall gegen deren Feinde beistehe und alle diejenigen arabischen Schiffe wegnehme, deren er sich bemächtigen könne; denn bereits waren die Portugiesen auf dem besten Wege, sich die Herrschaft zur See in den indischen Gewässern nur durch eine Art Seeräuberei im großen Maßstabe zu sichern.

Der Rest der Flotte ging nun am 2. Dezember 1502 mit vollen Ladungen kostbarer Waren von Kannanur aus nach Portugal unter Segel, von wo sie etwas mehr als acht Monate abwesend war. Die Rückreise war eine stürmische und gefährliche, und in einem Unwetter war die Flotte sogar schon dem Untergange nahe, erreichte jedoch endlich am 1. September 1503 glücklich wieder die Mündung des Tajo bei Cascaes.

König Manuel empfing den Dom Vasco de Gama und dessen Gefährten wieder mit denselben ehrenden Auszeichnungen und dem-

selben herzlichen Willkommen, wie nach seiner ersten Fahrt, und ergriff nun die Gelegenheit, den kühnen Seefahrer zum Admiral der indischen Meere und zum Grafen von Vidigueira zu ernennen, wie wir schon im vorigen Kapitel berichtet haben.

Nach der Heimkehr von dieser zweiten Reise blieb Dom Vasco de Gama lange Jahre zuhause in Portugal. Er hatte schon nach der Rückkehr von seiner ersten Fahrt die schöne Katharina de Atayde, die Tochter des Bürgermeisters von Alvor, geheiratet, und seine glückliche Ehe war inzwischen mit zwei Söhnen gesegnet worden. Ein zahlreicher Kinderkreis erwuchs allmählich um ihn her, und im Laufe der Zeit schaute er mit Vaterstolz auf sechs wackere Söhne und einige Töchter herab. Die Sorge für ein hübsches Landgut, die Reize des Familienlebens, das Ansehen und Vertrauen, deren er bei Hofe genoß, sein weitverbreiteter Ruhm und sein bedeutendes Vermögen scheinen ihm hinreichende Befriedigung gewährt und Anziehungskraft geübt zu haben, um ihn ruhig zuhause zu halten.

In diesen Jahren aber war König Manuel entschlossen und emsig darauf bedacht, jeden Vorteil auszubeuten, den ihm der entdeckte Seeweg nach Indien und die angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen zu den afrikanischen und indischen eingeborenen Herrschern nun gewähren konnten. Die Krone Portugal war in dem Versuche, sich der Alleinherrschaft zur See und des Handels mit dem fernen Morgenlande zu bemächtigen, die Nebenbuhlerin der reichen und mächtigen Republik Venedig, und König Manuel mußte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel aufbieten, um sich von den schlauen und unternehmenden Venezianern nicht überlisten zu lassen. Er schickte daher Jahr für Jahr neue Expeditionen von Lissabon aus nach Afrika und Indien, aber die Geschwader führten nun starke Abteilungen von Soldaten mit sich und begannen Eroberungen längs

der Küste zu machen, an welcher Vasco de Gama mit so vielen Abenteuern und Gefahren zu kämpfen gehabt hatte. Im Jahre 1505, zwei Jahre nach Dom Vascos Rückkehr, ging Francisco d'Almeyda mit der Bestallung als Vizekönig und 22 Schiffen nach Indien ab, um dort für die portugiesische Herrschaft dauernd festen Fuß zu fassen. d'Almeyda war ein tapferer Soldat und erfahrener Seemann, und daher dieser Aufgabe vollkommen gewachsen. Er erbaute in Kannanur ein Fort, worin er eine Besatzung von hundert und fünfzig Mann zurückließ, fuhr dann nach Onur und erbaute dort ein zweites Fort. Die Araber und Malabaren widersetzten sich ihm zwar, allein er besiegte sie glänzend in vielen Kämpfen zu Wasser und zu Lande und es gelang ihm, den Grund für das einstige portugiesische Kolonialreich in Indien zu legen, welches eine Dauer von mehreren Jahrhunderten hatte und zum Reichtum des Vaterlandes so wesentlich beitrug. Auch vernachlässigte er dabei die gegenüber liegende afrikanische Ostküste nicht; denn er errichtete Forts und Vesten an Kiloa, Mosambik und Sofala und ließ darin starke Besatzungen zurück.

In der neugegründeten Würde eines Vizekönigs folgte 1509 auf Francisco d'Almeyda der berühmte Affonso oder Alfonso d'Albuquerque, ein wahrhaft großer und bedeutender Mann, welcher den portugiesischen Eroberungen in Indien eine noch weit größere Ausdehnung gab. Er eroberte zunächst und behauptete unter langen hartnäckigen Kämpfen die blühende Hafenstadt Goa, nördlich von Kannanur, umfuhr die Halbinsel Vorderindien, erfocht einen glänzenden Sieg auf der Halbinsel Malakka, erbaute in der eroberten Stadt Malakka ein Fort und behauptete es im Namen seines Königs. Dann lief er in das Rote Meer ein, richtete dort große Verheerungen unter den arabischen Kriegsschiffen und Kauffahrern an,



eroberte die Stadt Ormus, errichtete daselbst eine Veste und pflanzte die portugiesische Flagge in Diu auf. Leider war es ihm nicht vergönnt, seinen Siegesflug noch weiter auszudehnen; denn dieser tapfere und geschickte Eroberer starb schon 1515 in Goa, nachdem er der Krone Portugals ausgedehntere Besitzungen in Indien gesichert, als irgend eine europäische Nation außer der britischen sie je inne gehabt hat.

Der auf diese Weise geführte Handel im Morgenlande machte Portugal reich und mächtig und zu einem Gegenstand des Neides und der Eifersucht für andere europäische Nationen. Portugals Märkte in Indien, auf Ceylon, Malakka u. s. w. setzte es in den Stand, einen Handel zu betreiben, welcher an Ausdehnung denjenigen der Republik Venedig beinahe übertraf. Von jenen Kolonien bezog es die Gewürznelken der Molukken, das Sandelholz von Timor, den Kampfer Borneos, das Gold und Silber der Philippinen, die Muskatnüsse und Muskatblüte Bandas und alle die verschiedenen Harze, Gummi, Spezereien, Gewürze und merkwürdige Handarbeiten aus Siam, China und Japan. All das waren die Folgen und Ergebnisse der Ausdauer und des unbeugsamen Mutes, welchen Dom Vasco de Gama bei der von ihm durchgesetzten Entdeckung eines Seewegs nach Indien an den Tag gelegt hatte.

Ein Mann wie Vasco de Gama war nicht für träge Muße geschaffen. Es kam die Zeit, wo auch in ihm die alte Wanderlust und der Hang zu Abenteuern und Kampf wieder erwachte. Mehrere seiner Söhne waren herangewachsen und er wollte ihnen eine Stellung in der Welt verschaffen, er sann schon lange auf irgend ein Ziel zu einer neuen Entdeckungsreise, auf welche er seine erwachsenen Söhne mitnehmen könnte; da bot ihm der neue König von Portugal, Dom Joao III. (denn Manuel der Große war am

13. Dezember 1521 gestorben) die Stelle eines Vizekönigs von Indien an, welche Vasco gern annahm; denn nun erhielt er mit einem Male einen Wirkungskreis, welcher alle seine Wünsche und Erwartungen übertraf. Er war zwar nun fünfundfünfzig Jahre alt und sein einst so dichtes braunes Lockenhaar und sein wallender dunkler Bart von ehedem waren silberweiß; allein er fühlte sich noch immer rüstig und voll Thatkraft; und im Grunde war er ja auch nicht älter als Colon damals war, wo er sich auf pfadlosen Ozean hinausgewagt hatte, um den wirklichen Seeweg nach Indien zu suchen. Dom Vasco war noch immer thatendurstig und heißblütig; er sehnte sich nach dem weiten Ozean, er verlangte das Ländergebiet zu sehen, welches seine Landsleute in dem von ihm entdeckten Indien erobert hatten, und die Gelegenheit, dies zu erreichen, ward ihm nun weit über sein Hoffen und Verlangen geboten! Er traf daher in aller Eile seine Vorbereitungen zur Abreise, welche mit großem Glanz und Pomp stattfinden sollte; denn das Amt eines Vizekönigs von Indien erheischte ja einen königlichen Prunk.

König Joao III. hätte keine glücklichere Wahl treffen können, denn dem Entdecker des Seewegs nach Indien gebührte ein solches Ehrenamt, und der Graf von Vidigueira hatte mit dem Könige dasselbe Interesse für die Hebung der portugiesischen Macht in Indien, er war der richtige Mann für einen solchen Vertrauensposten. Der besten Hoffnungen voll schiffte Dom Vasco am 9. April 1524 sich zu Belem nach Indien ein. Man hatte ein Geschwader von neun großen Lastschiffen und fünf Caravellen, welche zusammen 3000 Mann an Bord hatten, für ihn ausgerüstet. Als Admiral war er auf seinem Flaggschiff von Luxus, Pracht und Behaglichkeit jeder Art umgeben, wurde von Haushofmeistern, Edel-

knaben und Leibdienern bedient, speiste von vergoldetem Silbergeschirr auf brokatenen Tischdecken, hatte die reichsten und kostbarsten Kleider und eine stattliche Leibwache von 200 Mann in reichen Gewändern. Sein zweiter und dritter Sohn, Estevao und Paulo begleiteten ihn nach Indien. Am 14. August segelte er Mosambik an, um Wasser einzunehmen, verlor dann drei Schiffe durch Stürme und Unfälle an der afrikanischen Küste (zwei davon mit Mann und Maus) und gelangte endlich in die indischen Gewässer, wo ihm ein seltsames und beängstigendes Erlebnis begegnete, welches als ein unglückliches Vorzeichen gedeutet wurde. Eines Tags begann nämlich zur Zeit einer Windstille das Meer heftig aufzuwallen und die Schiffe in einer unerklärlichen Weise umherzuwerfen; man fürchtete auf Untiefen geraten zu sein, vermochte aber mit dem Senkblei keinen Grund zu finden. Die Mannschaft vermochte gar nicht auf dem Verdeck zu stehen und die schweren großen Kisten wurden heftig von einer Seite auf die andere geworfen. Dieses Aufwallen des Meeres dauerte ungefähr eine Stunde; das Wasser sprudelte und wallte ganz wütend in Blasen, als ob es kochte, und die Mannschaft heulte vor abergläubischer Furcht, bis man endlich deutlich erkannte, daß die ganze rätselhafte Erscheinung nur von einem Erdbeben hergerührt hatte.

Ende Septembers langte der Vizekönig in Goa an, wo er mit Begeisterung und vielen Ehrenbezeugungen empfangen und von dem Statthalter bewillkommt wurde. Man gab ihm glänzende Feste, und eine ungeheure Menschenmenge erwartete den neuen Vizekönig in der Kathedrale, wo zum Dank für seine glückliche Ankunft ein feierliches Hochamt gehalten wurde. Von hier begab er sich nach der Veste, in welcher er seine Wohnung nahm, und trat alsbald sein Amt an. Er bewies nun, daß er ein ebenso umsichtiger, ge-

rechter und energischer Statthalter sein konnte, wie er ein tapferer Soldat und unerschrockener Seefahrer gewesen war. Er begann seine Thätigkeit mit der Absetzung des Gouverneurs und verschiedener Offiziere, welche sich Unterdrückung und Bestechlichkeit hatten zu Schulden kommen lassen. Der erste, welchen diese Maßregelung traf, war der Oberstkommandierende in der Veste Goa, Francisco Pereira Petrana, ein jähzorniger harter Mann, welcher unrechtmäßiger Weise vom Volke Geld erpreßt hatte und nun dieses Sündengeld wieder herausgeben mußte.

Dom Vascos Regierung als Vicekönig war jedoch nur eine kurze — sie dauerte kaum drei Monate; aber sie zeichnete sich aus durch unablässige Thätigkeit in der Verbesserung der Verwaltung und der Beseitigung der Mißbräuche, welche in den verschiedenen Forts und Niederlassungen sich eingeschlichen hatten. Alle Beamten, welche sich auf ihren Posten unrechtmäßiger und unehrlicher Weise bereichert hatten, alle entschieden unfähigen Beamten, wurden entlassen und nur solche Leute dafür angestellt, welche er selber als für diese Posten geeignet erfunden hatte. Er regelte den Handel der verschiedenen indischen Seehäfen und verbot allen Schiffen, ohne besondere schriftliche Erlaubnis zwischen diesen Häfen hin und her zu fahren. Er besuchte selbst die verschiedenen Hafen, z. B. Kotschin, Kannanur und Ormus, setzte untreue oder unbotmäßige Statthalter und schlechte Beamte ab, ordnete die Verwaltung und steuerte den Veruntreuungen.

Möglicherweise hatte Dom Vasco sich dabei zu viel zugemutet, oder er konnte in diesem Alter sich nicht mehr an das indische Klima gewöhnen, — genug, er war kaum zwei Monate in Indien gewesen, so erkrankte er, jedoch anfangs nicht in Besorgnis erregender Weise. Er klagte nur über heftige Schmerzen im Halse, dann

brachen Beulen an ihm aus und quälten ihn so, daß er kaum mehr den Kopf von einer Seite nach der andern wenden konnte. Dies machte ihn reizbar, und die schweren Sorgen seines Amtes, welche alle seine Gedanken in Anspruch nahmen, steigerten nur noch seine Schmerzen. Er war beim Ausbruch der Krankheit in Kotschin in der Veste; als sich sein Zustand aber verschlimmerte, ließ er sich von dort nach dem benachbarten Hause eines angesehenen Portugiesen bringen und versuchte noch immer, seinen Amtspflichten und Geschäften als Vizekönig nachzukommen; allein er fühlte bald sein Ende herannahen und berief nun verschiedene Beamte, denen er Verhaltungs-Maßregeln für den Fall seines Todes gab. Der Schatzmeister und der Geheimschreiber mußten ihm das schriftliche Versprechen geben, daß bis zur Ankunft seines Nachfolgers alle seine eigenen Befehle vollzogen und nur nach den von ihm sorgfältig niedergeschriebenen Verhaltungs-Maßregeln regiert werden solle. Nachdem er auf diese Weise seine amtlichen und irdischen Angelegenheiten geregelt hatte, wandte Dom Vasco de Gama seine Gedanken und sein Augenmerk auf höhere und ernstere Dinge, bereitete sich auf seinen nahen Tod, machte sein Testament, beichtete und nahm das heilige Abendmahl. In seinem Testament trug er seinen Söhnen Estevao und Paulo auf, nach Portugal zurückzukehren und sein Vermögen und seine Diener mit sich dorthin zu nehmen, diejenigen aber, welche gern in Indien bleiben wollten, nach ihrem Guthaben gewissenhaft zu bezahlen, seine Kleider und Hausgeräte den Kirchen und dem Spital zu schenken, und dafür zu sorgen, daß seine irdischen Ueberreste nach dem Heimatlande gebracht und dort beerdigt würden.

Gar rasch schwanden die Lebenskräfte des tapfern Mannes, und in der Christnacht 1525, morgens um drei Uhr schied er ruhig und

friedlich aus diesem Leben. Die Nachricht von seinem Tod rief unter den Portugiesen in Indien große Bestürzung und Bekümmernis hervor. Die Kirchen wimmelten von Leuten, welche dorthin für das Heil seiner Seele zu beten kamen. Seine Leiche ward, mit einem Kleid von Silberbrokat und dem Mantel des Christusordens angethan, im Rittersaale der Veste auf dem Paradebett ausgestellt, Schwert und Gürtel an der Seite. Von der Veste aus ward die Leiche nach dem Antoniuskloster gebracht und in einer großen Kapelle niedergelegt, wo ein viereckiges Gitter das mit gefranstem schwarzen Samt ausgeschlagene Grab umgab. Dem am folgenden Tage stattfindenden Totenamt wohnten Dom Vascos beide Söhne als die Haupt-Leidtragenden, sowie alle höheren Militär- und Zivil-Beamten und die Kapitäne der damals in Goa anwesenden Schiffe bei. Erst einige Jahre später wurde seine Leiche aus der Gruft in Kotschin genommen, auf dem Flaggschiffe des Admirals nach Portugal übergeführt und mit großer Feierlichkeit in der Stadt Vidigueira (in der Provinz Beja), von welcher er den Grafentitel hatte, beigesetzt, wo sie noch heutigen Tages ruht. Dom Vascos Söhne vollzogen die Weisungen ihres Vaters in jeder Hinsicht, und ganz Portugal trauerte um den Verlust dieses bedeutenden Mannes, als sie mit der Kunde von seinem Tode heimkehrten.

So endete dieser berühmte Held, Seefahrer, Kriegsmann, Statthalter und Patriot, nach einem Leben voll Abenteuer und Gefahr mit all dem Ruhm und der Ehre gekrönt, welche sich auch der Ehrgeizigste nur wünschen kann. Er hatte auch seine Schwächen: er war rasch und heißblütig, in Gefahren und Handeln oft eigenmächtig und willkürlich, in seiner Strenge oft grausam; allein er war auch kühn und tapfer in seinen Unternehmungen, ausdauernd und beharrlich in Gefahr und Arbeit, geduldig unter Entbehrungen,

unbestechlich in Handhabung der Rechtspflege und in Bestrafung des Lasters, uneigennützig, religiös, seinem König und seinem Lande treu ergeben und voll der unermüdlichsten und unerschöpflichsten Thatkraft. Er war einer der größten Männer, welche Portugal jemals hervorgebracht hat, und es darf daher füglich auch ihr Stolz sein, sein Andenken dankbar zu ehren und auch der Achtung und Verehrung künftiger Geschlechter zu überantworten.



Einzug Vasco de Gamas in Goa.

Breslau. Eduard Trewendts Buchdruckerei
(Setzerinnenschule).





Pilger und Kreuzfahrer.

Aus Palästinas Gegenwart und Vergangenheit.

Erzählung für die reifere Jugend von Richard Roth.

Mit 17 ganzseitigen Holzschnitten, vielen Textillustrationen und einer Karte.

Reich gebunden 7,50 Mark.

Vermittelst einer fesselnden Erzählung führt der Verfasser seine Leser nach den „Ländern und Stätten der heiligen Schrift.“ Er verbindet in geschickter Weise die Schilderung des gegenwärtigen Zustandes Palästinas mit dem zur Zeit der Kreuzzüge und nimmt, wo sich Veranlassung bietet, auf die heilige Geschichte Bezug. Es ist hier ein Werk geschaffen, welches dazu beitragen soll, bei der Jugend das Interesse für Bibelkunde zu erhöhen und sie zu veranlassen, mit der Bibel in der Hand dem Verfasser auf seinen Kreuz- und Querzügen durch das gelobte Land zu folgen. Das Buch sei jeder christlichen Familie und Schulbibliothek zur Anschaffung empfohlen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Im Herzen von London.

Drei Erzählungen nach Boz-Dickens
für die Jugend bearbeitet
von
Oskar Höcker.

Mit drei Holzschnitten. 8. Elegant in Ganzleinen gebunden.
Preis 3 Mark.

Inhalt: Leben und Schicksale eines Waisenknaben. — Der Wucherer und sein Neffe. — Die kleine Nell.

Diese voluminöse, aber billige Sammlung ist mit geschickter Hand dem Verständnis der Jugend angepaßt, ohne daß die Schönheiten der Originalwerke, die sich durch Lebenstreue und Gemütstiefe auszeichnen, darunter gelitten hätten; sie bilden in diesem Gewande eine fesselnde und sittlich veredelnde Lektüre für die Jugend, wie denn auch der beliebte Verfasser Veredelung und Belehrung zur Tendenz seines Unternehmens gemacht hat.

Nebel und Sonnenschein.

Drei Erzählungen nach Boz-Dickens
für die Jugend bearbeitet
von
Oskar Höcker.

Mit drei Holzschnitten. 8. In Ganzleinen gebunden.
Preis 3 Mark.

Inhalt: Eine dunkle That. — In der Schule des Schicksals. — Ein verwaistes Herz.

Diese drei Erzählungen sind wie die obigen Schilderungen ganz dazu angethan, der Jugend beiderlei Geschlechts im Alter von 10 bis 15 Jahren Anregung und Belehrung in reichlichem Maße zu schaffen. Der Verfasser hat es auch hier als erfahrener Jugendschriftsteller verstanden, Stoffe auszuwählen, die durch ihre interessanten Schilderungen die jugendlichen Gemüter fesseln und erheben, aber auch durch Verherrlichung des Guten und Edeln die Herzen läutern und reinigen sollen.

Wohlfeile Jugendschriften.



Schöne Ganzleinenbände.

gebunden ist nur 90 Pfennig.

1. Roth, **Recht besteht, Unrecht vergeht.**
2. H. Grosch, **Die letzte Schuld.**
3. Osk. Natorp, **Gute Freunde.**
4. K. Schneider, **Das Hängehaus.**
5. H. Grosch, **Der Zitherklaus.**
6. Natorp, **Durch dunkle Tage.**
7. M. Meisner, **Christrosen.**

Diese Sammlung auserlesener Jugendschriften

wird auf Wunsch auch broschiert zu erheblich billigerem Preise geliefert, worauf besonders Volks- und Schulbibliotheken aufmerksam gemacht werden. — Die erste Abteilung — Band 1—69 umfassend — ist überhaupt nur kartoniert zu haben. Die **kartonierten** Bände kosten pro Band 75 Pf. Die **broschierten** 60 Pf. Die **gebundenen** 90 Pf.

Um Bibliotheken die Anschaffung der ganzen Sammlung zu erleichtern, veranstaltete ich eine

Serienausgabe mit sehr günstigen Subskriptionsbedingungen.

Bis jetzt erschienen 10 Quartalserien à 5 kartonierten Bänden. Der Preis der Serie ist **nur** 3 Mark. Subskribenten können jederzeit eintreten und die bisher ausgegebenen Serien in beliebigen Zwischenräumen nachbeziehen. Es enthält

Serie I:	Band 1. 2. 31. 32. 61.		Serie VI:	Band 11. 12. 41. 42. 66.	
„ II:	„ 3. 4. 33. 34. 62.		„ VII:	„ 13. 14. 43. 44. 67.	
„ III:	„ 5. 6. 35. 36. 63.		„ VIII:	„ 15. 16. 45. 46. 68.	
„ IV:	„ 7. 8. 37. 38. 64.		„ IX:	„ 17. 18. 47. 48. 69.	
„ V:	„ 9. 10. 39. 40. 65.		„ X:	„ 19. 20. 49. 50. 70 (N. F. 1).	

— **Kataloge gratis und franko.** —

Die Verlagsbuchhandlung
Eduard Trewendt.

